



# Der Pfad

VI/5

# INHALT:

Richtsatz . . . . .	Rudolf Steiner	1
Überwindung . . . . .	Albert Steffen	2
Die geologische Gestaltung des Ostseegebietes . . . . .	Otto Eckstein	3
Die alteuropäische Herkunft der Finnen und Esten . . . . .	Richard Karutz	9
Ursprung und Neubeginn der Volkshochschule . . . . .	Erich Trummler	12
Wie die erste Volkshochschule entstand . . . . .	Kirsten Kold	17
Magische Sprüche und Lieder der Esten . . . . .	übersetzt von Elsbeth Paulsen	20
Aus der Begegnung mit der estnischen Volksseele . . . . .	Dagmar Welding	22
Die Toten . . . . .	Herman Wilhelm Weissenborn	26
Hongkong, Singapur, London . . . . .	Oskar Franz Wienert	27
Zeitereignis — Zeiterkenntnis		
Englands Dienst und Faust im nahen Osten . . . . .		29
England im fernen Osten . . . . .		30
Katholische Aktion . . . . .		31
Die Leningrader Akademie der Wissenschaften . . . . .		32
Die Erde regt sich . . . . .		33
Dichterbesuch im Fabriksaal . . . . .		34
Neue Bücher		
Kalender Ostern 1929 — Ostern 1930 . . . . .		34
Die geduckte Kraft / Aus der Geistes-Verwandtschaft Goethes / Verwandlungen einer Jugend . . . . .		35
Bildbeilage am Pfad Nr. 12: Kalewala . . . . .	Oswald Dubach	

---

## BEZUGSBEDINGUNGEN:

Abonnementspreis vierteljährlich RM. 1.50 / Preis des Einzelheftes RM. —.60

Österreich: vierteljährlich S. 2.70; Einzelheft S. 1.—	
Schweiz:                   "       Fr. 1.90;                   "       Fr. —.75	
Holland:                   "       fl. —.90;                   "       fl. —.35	
Norwegen:                "       Kr. 1.40;                   "       Kr. —.55	
England:                   "       —/1/6;                   "       —/—/7	

Einsendungen an die Schriftleitung sind zu richten an:  
WILHELM DÖRFLER, Dornach / Schweiz

Anschriften der Mitarbeiter dieses Heftes:

A. Ammerschlaeger, Jena-Zwätzen	E. Trummler, Dornach, Haus im Erli
O. Dubach, Dornach / Basel	D. Welding, Dorpat, Metzelsstraße 4
Dr. O. Eckstein, Dornach / Basel	H. W. Weissenborn, Dornach / Bruggweg
Prof. Dr. R. Karutz, Stuttgart, Im Kienle 4 A	O. F. Wienert, Uffing am Staffelsee (Oberbayern)
A. Steffen, Dornach / Basel	

---

ORIENT-OCCIDENT-VERLAG G. m. b. H.  
Stuttgart / Den Haag / London

Geschäftsstelle Stuttgart, Haus des Deutschtums / Postscheckkonto Stuttgart 12424  
Postscheckkonto Basel V 8722 / Postsparkassenamt Wien D 50.776

Est. A - 14482

101

# DER PFAD



**Zeitschrift für die Gestalt der Zukunft**

**Herausgegeben von**

**Wilhelm Dörfler  
Erich Trummler**

**Ehrenfried Pfeiffer  
Herman Wilhelm Weissenborn**

**VI. Jahrgang 5**

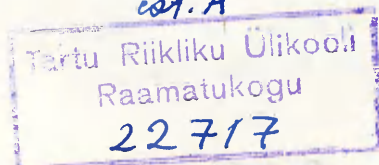
**Mai 1929**



Wenn wir einschlafen, dann dringen wir aus der ganzen Sinneswelt heraus, dann dringen wir hinüber nach der anderen Seite. Und wenn wir hier mit unseren Sinnen und mit unserem wachen Denken die Natur erleben, dann erleben wir drüben, jenseits vom Einschlafen bis zum Aufwachen, die Geisteswelt, diejenige Geisteswelt, die wir auch durchmachen vor unserer Geburt, die wir durchmachen nach unserem Tode. Aber der Mensch ist in dieser Erdenentwicklung so eingerichtet, daß, wenn er jenseits der Sinneswelt ist, er sein Bewußtsein ausgelöscht erhält. Sein Bewußtsein ist nicht stark genug, um in diese geistige Welt einzudringen. Das aber, was uns in der Geisteswissenschaft entgegentritt als Imagination, Inspiration, Intuition, das liefert uns Kenntnisse von dem, was da jenseits des Sinnenteppichs liegt.

Rudolf Steiner

Est. A



-01

**Albert Steffen**

## **Überwindung**

Wegfliehend aus der Welt,  
die wirr und wund,  
dem Auge wehe tut,  
so daß es sich verschließt,  
nichts mehr erblicken will:  
Die Kränkung  
wird zum Ungeheuer  
in der Finsternis  
und stürzt auf mich . . .

Wo ist ein Heim  
zu bergen mich?  
Im Himmel und auf Erden nicht.  
— Harr aus im Wort,  
das dir im Herzen wohnt!  
Sei stille, bis die Stimmen  
ersterben  
und als Gebärden vor dir stehen  
neugeboren.

Sind sie auch jäh,  
Sie haben Himmelsprägung:  
Sternenurteil  
von den Göttern eingezeichnet.  
— Schenk den Formen  
der Gewalten  
deinen Frieden,  
des Farbenbogens Harmonien: —  
Und der Hirt der Himmelsherde steht vor dir.

## Die geologische Gestaltung des Ostseegebietes

Kaum irgendwo lassen sich an einem Meeresarm von nur durchschnittlich 250 km Breite größere Gegensätze in bezug auf die geologische Gestaltung der Küsten finden als an der Ostsee. Die ganze Nordbegrenzung durch die skandinavische Halbinsel bis zu der finnischen Seenplatte bildet einen beinahe einheitlichen Wall von Urgestein (Granit und Gneis), sowie Schichten der archaischen Zeit (kristallinen Schieferen und Phyllithen), endlich von ältesten Schichten des Paläozoikums (Präkambrium, Kambrium und Silur). Damit hört dort die Schichtreihe plötzlich auf und wenn wir dann auch weit jüngere Schichten im südlichsten Teile Schwedens in Bornholm und auf Seeland finden, so ist dies als ein Heraufreichen der Südbegrenzung zu betrachten. Denn diese ganze Südbegrenzung besteht nur aus jüngeren und jüngsten Schichten. Schon die Juraformation scheidet fast völlig aus, erst die Kreide erlangt weitere Verbreitung und dann der Tertiär. Diese beiden Schichten setzen fast die ganze Südbegrenzung von Schleswig-Holstein bis ins Baltikum zusammen und nur noch weiter gegen Osten kommen dann wieder ältere Schichten, die die Ausläufer des innerrussischen Gebietes darstellen, zur Ablagerung. Und vom äußersten Westen bis zum östlichen Ende ist dann diese ganze Südküste überschüttet mit Getrümmer und Blockwerk der Eiszeit.

Fassen wir diesen Tatsachenbestand von seiner geistigen Seite aus, so müssen wir uns vergegenwärtigen, wie die geologischen Schichten, so wie sie die Wissenschaft heute festgestellt und benannt hat, in Einklang gebracht werden können mit den Zeitabschnitten, welche die geisteswissenschaftliche Forschung Rudolf Steiners über die früheren Entwicklungsphasen unserer Erde aufgefunden hat. Dies wird dann möglich sein, wenn wir das Maß kennen, das all diesem Geschehen ursächlich und bestimmend zugrunde liegt. Dieses Maß ist der Mensch. Nur eine den Menschen in Anfang, Mitte und Ende alles Naturgeschehens stellende Anschauung kann einen solchen Einklang ergeben. Ihr muß sich die Entwicklung des Mineralischen so darstellen, daß auch das Mineralreich in derselben Weise, wie es die heutige Wissenschaft mühsam und widerstrebend in bezug auf das Tierreich zu erkennen beginnt (Prof. Daqué in „Urwelt, Sage und Menschheit“), sich vom Menschen abgespalten hat, daß dieses Mineralreich denjenigen Kräftekomplex darstellt, der von Anfang an mit der Bildung des physischen Menschenleibes zusammenhing und der aus sich heraus all das zu einer niedrigeren Stufe entlassen mußte, was diesen physischen Leib zu früh in die Verhärtung hineingeführt hätte. Dies war, das sei nebenbei bemerkt,

in derselben Weise mit dem Pflanzenreiche in bezug auf den ätherischen Leib des Menschen und mit dem Tierreiche in bezug auf den astralischen Leib des Menschen der Fall, wobei sich nun wieder Wechselwirkungen zwischen diesen Reichen und dem Mineralreiche ergeben und das Gesamtbild noch weiter komplizieren. Schreiben wir die geologischen Perioden und die geisteswissenschaftlichen Epochen nebeneinander, so kann sich zunächst folgendes Bild ergeben, das indessen mit sich fortsetzender Erkenntnisarbeit sicher noch weiterer Berichtigungen bedarf:

Epoche	Geologische Periode	Formation		
Polarische Zeit . . . . .	Urgestein . . . . .	{ Granit Gneis		
Hyperboräische Zeit. . . . .	Archaikum . . . . .	{ Kristalline Schiefer Phyllithe		
		{ Präkambrium Kambrium		
	Paläozoikum . . . . .	{ Silur Devon Karbon		
		{ Perm Trias Jura Kreide		
Lemurische Zeit . . . . .	Mesozoikum . . . . .	{ Perm Trias Jura Kreide		
Atlantische Zeit . . . . .	Tertiär . . . . .	{ Eocän Oligocän Miocän Pliocän		
		Atlantische Katastrophe . . . . .	Diluvium . . . . .	{ Zeiten der Vereisung und Zwischeneiszeiten
				Nachatlantische Zeit . . . . .

Fügen wir dieser Zusammenstellung nun den wesentlichen Gesichtspunkt hinzu, nämlich den Verlauf der Ausgestaltung des physischen Menschenleibes und berücksichtigen wir, wie weit dieser Verlauf substantiell die mineralischen Ablagerungen als Abspaltungen beeinflusst, dann ergibt sich, daß dieser Leib in ältester Zeit nur Sinnesorgan war. Die Sinnesorgane, die ja einesteils höchst ausgebildet, anderenteils aber auch am wenigsten mehr von Leben durchdrungen erscheinen (sie haben z. B. keine Regenerationsfähigkeit mehr: ein zerstörtes Auge oder Ohr heilt nicht mehr, während z. B. zerstörtes Gewebe sich wieder ersetzt), sie entstammen dieser ältesten Zeit. Das aus diesem Sinnesleibe abzuspaltende Element, was mineralisch dieser Zeit das Gepräge geben muß, ist die Kieselsäure, der Quarz. Tatsächlich bestehen die Urgesteine Granit und Gneis auch zum ganz überwiegenden Teil aus Kieselsäure und deren Verbindungen. Einen weiteren Hinweis gibt uns die Tatsache, daß die Bildung von Kristallformen in diesen ältesten Schichten ein Höchstmaß erreicht. „Die Kristalle sind die Augen der Erde,“ sagte R. Steiner. Auch diese Sinnesorgane der Erde sind

nur in dieser ältesten Zeit in solchem Maße bildungsfähig. Später wird die Substanz besonders des Kieselsäureprozesses zu fest, um noch von den Kristallisationskräften geformt werden zu können. Diese älteste Erde aber war noch außerordentlich fein, sie reichte auch noch hinaus bis zur Grenze unseres Sonnensystems (etwa der heutigen Saturnbahn) und hatte die ganzen planetarischen Sphären einschließlich der Sonne noch in sich.

Die Abspaltung von Saturn und Jupiter, die dann erfolgte, ist ebenso wie die späteren Abspaltungen der anderen Planeten einschließlich der Sonne so zu erfassen, daß gewisse Kreise geistiger Wesenheiten, deren physisch sichtbarer Ausdruck eben die planetarische Sphäre ist (von dieser Sphäre stellt der auf der Erde durch das Fernrohr beobachtbare Planet wiederum nur den kleinsten Teil dar), die weltengesetzmäßig sich vollziehende Verdichtung nicht mitmachten und im Umkreise der sich durch Zusammenziehung verdichtenden Erde blieben. Als dies eintrat und die Erde gewissermaßen bis zur heutigen Sonnenbahn zusammenschrankte, begann die zweite Epoche der Entwicklung, die hyperboräische Zeit, die auch die Sonnenzeit der Erde genannt werden kann. Dies zeigt sich in der Gesteinswelt einesteils in der äußeren Form. Die während der ältesten Zeit besonders im Granit ausgeprägte, aus lauter einzelnen Kristallen bestehende Form wird unter dem Einfluß der Sonnenkräfte blättrig schiefrig. Es tritt das in den Gesteinen der sogenannten kristallinen Schieferformation ganz besonders hervor. Gleichzeitig tritt im Zusammenhang mit der Ausbildung des Drüsensystems im physischen Leibe des Menschen ein zweiter großer Prozeß im Mineralischen substantiell mehr und mehr an Stelle des Kieselsäureprozesses: der Tonerdeprozeß. Ton, dieses weiche, plastische Material, das ja z. B. bei der Schlamm- und Schlickbildung so allmählich ins Wäßrige übergehen kann, daß sich die Grenze zwischen fest und flüssig vollständig zu verwischen scheint, aus ihm bestehen in immer sich steigerndem Maße die Schichten der Sonnenzeit. Wie die Sonne im Pflanzenwesen das Blatt formt, so formt sie im Mineralischen diese blättrigen Schichten, die oft eine bis ins feinste Blättchen gehende Spaltbarkeit erreichen können.

Noch tritt völlig zurück der dritte mineralische Prozeß, der einer späteren Zeit das Gepräge gibt, der Kalkprozeß. Erst im Devon erscheinen plötzlich größere Kalklager. Wie im Tonigen die Kräfte der Sonne, so manifestieren sich im Kalk die Kräfte des Mondes. Und so haben wir einen Hinweis, der sich auch noch durch andere, jedoch hier zu weit führende Tatsachen stützen läßt, daß zwischen Silur und Devon jenes große Ereignis zu setzen ist: die Trennung von Sonne und Erde. Denn erst nach dieser können innerhalb der auf die Mondenbahn zusammenschrankenden Erde die Mondenkräfte wirksam werden. Noch ist ja der Einfluß der Sonne stark, die hyperboräische Zeit geht noch weiter, aber schon müssen sich die Pflanzen immer mehr mit derber Substantialität beladen, die dann als Steinkohle die Schichten

des Karbons erfüllt, schon wirkt der Mondeneinfluß auf die sich immer mehr verkalkenden Schalen und Skelettbildungen der Tierwelt. Mit einer gewaltigen Feuerkatastrophe, die man als ältere Vulkanzeit der Erde bezeichnet, beginnt in der Perm- oder Dyaszeit eine neue Epoche der Entwicklung, die lemurische Epoche.

Immer vielgestaltiger und mannigfaltiger wird in diesem Abschnitt die Entwicklung, die nur im wesentlichen geschildert werden kann. Zunächst verhärten die mit der Erde verbundenen Mondenkräfte diese mehr und mehr. Pflanzenwuchs und Tierleben gehen zurück. Salzlager und Gipsstöcke bilden sich in den Tonschichten wie verhärtete Sekrete im Drüsen-system. Da tritt wieder ein bedeutsames Geschehen ein: Der Mond trennt sich von der Erde. Von außen wirkend, übt er vor allem seinen Einfluß auf das Tierleben aus. Der Mensch erhält zu seinem Sinnes- und Drüsenleibe ein Nervensystem. Der diesem Vorgang im Mineralischen entsprechende Kalkprozeß durchdringt die ganz unter den Mondeneinfluß geratene Tierwelt und es bilden sich in Jura und Kreide die aus der Substanz ungezählter, von Kalk durchdrungener Tierleiber aufgebauten Schichten von mehr oder weniger reinem kohlen-saurem Kalk.

Die nächste Epoche, die Atlantis beginnt. Sie entspricht der von der Geologie festgestellten Tertiärzeit. Gegen ihre Mitte zu ist die Entwicklung des physischen Menschenleibes im wesentlichen abgeschlossen und infolgedessen auch die des Erdenleibes. Denn nur bis zum Oligocän kann noch von eigentlicher Neubildung von Schichten gesprochen werden, alles Spätere ist wie noch heute aus mechanischer Zertrümmerung entstanden. War es nun in der polarischen Epoche die Gesteinswelt allein, die sich formte, wirkten in der hyperboräischen Zeit die Pflanzen mit in das Gesteinswesen herein, schufen in der Lemuris die Tierleiber geologische Schichten, so ist es in der Atlantis im Tertiär der Mensch, dessen nicht physisch mineralische, aber geistige Einwirkung auf das Erscheinungsbild der Natur festgestellt werden kann. Indem er in der ersten Hälfte der Atlantis vom Ich aus an seinem ätherischen Leibe arbeitet zur Gedächtnisbildung, spiegelt sich diese Tätigkeit besonders im pflanzlichen Reiche. Es entsteht eine gewaltige Flora, aus der wir heute ebenso die Bildung der Braunkohlenlager, wie des Bernsteins als Harzausfluß jener Baummassen ableiten können. In der zweiten Hälfte arbeitet das Ich mehr am Astralleibe in der Ausbildung von Begriffen und Vorstellungen und die Wirkung innerhalb der Natur zeigt sich in der Fülle des Tierlebens im Miocän und Pliocän. Ganz besonders eine Tierform, das Pferd, dessen Zusammenhang mit den Intelligenzkräften des Menschen ja aus allen alten Sagen und Mythen erwiesen werden kann, macht in dieser Zeit eine gewissermaßen immer mehr ins Abstrakte führende Metamorphose durch. Dies zeigt sich z. B. in der Veränderung des Fußes von der fünfzehigen zur vier-, drei-, zweizehigen und endlich einzehigen Form.

Den Abschluß dieser Epoche bildet die atlantische Katastrophe, in den Sagen die Sintflut genannt, die entsprechend ist der geologischen Periode des Diluviums oder der Eiszeit. Die heutige Eiszeitlehre fand verschiedene Vereisungen und Zwischenzeiten. Dies ist so zu deuten, daß jedesmal, wenn wieder ein Teil der die Erde bis dahin noch umgebenden Luft-Wasserhülle herabstürzte (Interglazialzeit) nachfolgend eine intensive Abkühlung eintrat (wie noch heute nach starken Niederschlägen) und die Vereisung bewirkte. Es spielen natürlich auch noch eine ganze Reihe weiterer Faktoren mit. Nachdem durch die atlantische Katastrophe nun Luft und Wasser etwa in der heutigen Weise geschieden waren, begann vielfach das Wirken starker Stürme. Durch die Wucht der Meereswellen brachen Landbrücken, entstanden Inseln, öffneten sich Binnengewässer dem Meere. Es beginnt der heute noch, wenn vielleicht auch weniger heftig, anhaltende Kampf zwischen Meer und Land.

Betrachten wir nun von solchen Anschauungen ausgehend das Ostseegebiet, so sehen wir, wie auf der skandinavischen Halbinsel die Gesteinsbildung vom Granit bis zum Silur eigentlich lückenlos vorliegt, um dann plötzlich aufzuhören. Aufzuhören also mit der Formation, an deren Ende wir die Sonnentrennung setzen zu müssen glaubten. Dies kann ein Hinweis sein, daß wir in Skandinavien ein Land vor uns haben, dessen Konfiguration in ganz besonders engem Zusammenhang mit der hyperboräischen Zeit steht. Es geht ja auch schon aus dem Wort „Hyperboräis“, vom griechischen hyper = über und boreas = Norden, hervor, daß dieses Land im äußersten Norden gedacht war. Somit erscheint uns die Ostsee, in der alle diese alten Formationen verschwinden, um nicht mehr weiter südlich emporzutauchen, als Grenzgebiet des hyperboräischen Landes. Auch die späteren Schichten vom Devon bis zum Jura fehlen an der deutschen Südküste und treten erst weiter südlich und östlich in großem Umfange auf, als Perm, Trias und Jura weite Gebiete Mitteleuropas bis zum Alpenwall und von den Pyrenäen bis in das europäische Rußland bedeckend. Erst die Kreide und die Schichten des Tertiär bilden, wie schon erwähnt, den Hauptteil der Südküste der Ostsee. In der Eiszeit sandten dann die skandinavischen Hochgebirge ihre Tausende von Metern dicken Eismassen bis weit nach Mitteleuropa hinein. Durch die im Verhältnis zu heute noch starken Hebungen und Senkungen der Erdoberfläche war die Ostsee am Ende der Eiszeit ein Meereskanal, der Nordsee und Eismeer verband, das sogenannte Yoldiamer. Als Insel lag Skandinavien im Norden, und wohl mögen die Sagen von Thule an diese Zeit erinnern. Durch Hebung von Finnland und Dänemark wurde dann die Ostsee für eine gewisse Zeit zum Binnengewässer, dem sogenannten Anzylussee. Und in einer dritten Periode durchbrach die von gewaltigen Stürmen aufgepeitschte Nordsee die dänische Landbrücke, damit den noch heute bestehenden Zustand herstellend. Die heutige Wissen-

schaft verlegt die Yoldiazeit etwa bis 4000 v. Chr., die Anzyluszeit etwa bis 2000 v. Chr. Es wäre eine dankbare Aufgabe, aus alten Sagen und Märchen in der Umgebung der Ostsee eine Bestätigung dieser Angaben oder eine Berichtigung derselben zu finden.

Will man sich nun ein Bild davon machen, wie die Bodengrundlage, die Erdkräfte der Schichten, in denen sich eben einbegreift, was an Entwicklungstendenzen und Bewußtseinsstufen während ihrer Bildung vorhanden war, auf das seelisch-geistige Wesen der auf ihnen wohnenden Völker einwirken, so wäre zu sagen: Die Bewohner Skandinaviens stehen noch in starkem Maße unter den Nachwirkungen der hyperboräischen Epoche. In dieser hatte der Mensch überhaupt noch kein Eigensein. Er lebte ganz unter der Lenkung der Hierarchien. Eigensein erhielt er erst durch das Wirken der luziferischen Wesen im ersten Drittel der lemurischen Epoche. Dieses Nachwirken wäre zunächst so stark gewesen, daß es Menschen jenes Gebietes überhaupt nicht zum Gegenwartsbewußtsein hätte kommen lassen, wenn nicht die Eiszeit gerade in diesem Gebiete besonders stark aufgetreten wäre. In dem längeren Überdecktsein des Landes mit riesigen Eismassen dämpfen die ahrimanischen Kältegewalten die kosmischen Kräfte, veranlagen die Möglichkeit eines irdisch-materialistischen Bewußtseins. Es muß also in Skandinavien vorhanden sein eine Mischung von uralter, aber rein instinktiver und heute sich immer schneller verlierender Geistigkeit und einer rein materialistischen Lebensauffassung. Will man z. B. für Schweden dies anschaulich machen, so könnte man sagen, der Weg der letzten Zeit führe von Swedenborg zu Svante Arrhenius. Man kann ferner vielleicht auch so weit gehen, zu sagen, daß die materialistische Lebensauffassung in den Gebieten, in denen nicht die ältesten Schichten unmittelbar anstehen, so in Dänemark und im südlichen Schweden mehr hervortreten müsse, während in den Urgebirgsgegenden die alte Geistigkeit sich stärker erhält.

Was in Skandinavien ganz fehlt, die Schichten Lemuriens (Perm bis Kreide), das findet sich vor allem im Mittelmeergebiet und in Mitteleuropa. Und zwar im Mittelmeergebiet allgemein mehr Jura und Kreide, in Mittel- und Osteuropa mehr Trias und Perm. Innerhalb der ersteren bildete sich im Rahmen der griechisch-römischen Kulturperiode Empfindungs- und Verstandesseele, innerhalb der letzteren liegt unsere heutige Kulturepoche, die von der Bewußtseinsseele durch immer volleres Erfassen der Ichkräfte allmählich zur Entwicklung des Geistselbst führen kann. Skandinavien wird diese Entwicklung des Südens an sich heranziehen müssen.

Für die Südküste der Ostsee ergibt nur das Auftreten der Kreideformation noch die Möglichkeit eines Anknüpfens an altes Geistesgut. So auf Rügen in den Mysterien der Nerthus. Die weitere ganz von den Eisströmen und ihren mächtigen Geröllablagerungen überdeckte Küste mußte ein früh-

zeitiges Erlöschen der Geistverbundenheit der dort wohnenden Völker und ein sich Zuwenden dem Materialismus zur Folge haben (Sage von Vineta), andererseits aber auch kräftige Freiheitsimpulse ermöglichen (Hansestädte).

Wird dort die Aufgabe Mitteleuropas, das Erfassen des kosmischen Christus aus solcher Freiheit übernommen, dann besteht die Möglichkeit, die wirkenden Geisteskräfte Skandinaviens zu neuem bewußten Leben zu wandeln. Dieses Zusammenwirken von Nord und Süd, geahnt aber stecken geblieben in der Verbindung der Reformation mit Gustav Adolf, heute kann und muß es durch Anthroposophie errungen werden.

**Richard Karutz**

## **Die alteuropäische Herkunft der Finnen und Esten**

Wer vor dreißig oder vierzig Jahren die Wohnstuben mecklenburgischer Bauern betrat, sah wohl noch über dem Tische von der Decke herabhängend ein kronenartiges Geflecht aus Stroh oder Schweinsborsten sich leicht im Luftzug der Tür oder der aufsteigenden Zimmerwärme bewegen. Es war Sammelpunkt der Fliegen und Mücken, und der ahnungslose, darum ehrfurchtslose Mensch von heute vergleicht es mit unseren häßlichen, grausamen „Fliegenfängern“, auf deren leimbestrichenen Bändern die Füßchen der Tiere festkleben und deren schwarze Leiber sich reihen; er denkt sich, jene zierlichen, in ihrer Art kunstvollen Gehänge hätten demselben nützlichen Zweck gedient. Tatsächlich klebte an ihnen Nützlichkeit, aber eine weniger grobe, weniger handgreifliche, eine alte, feine, geistige Nützlichkeit, und gemeinsam mit der praktischen Gegenwart lebte in ihnen als sichtbare Erinnerung eine schöne Vergangenheit: Die Hochzeit des Bauern und der Bäuerin hatte die Krone einst über dem Platze der Braut an der festlichen Tafel gesehen; von da hatte die junge Frau sie ins Wohnzimmer geschafft und über dem Eßtisch angebracht, damit sie ihr ein stetes Zeichen der Jugendtage bleibe.

Doch nicht bloß das! Sie war stets mehr als Zeichen gewesen, am ersten Tage und durch alle Jahre hindurch, sie war von allem Anfang an ein Symbol der Sonne, der Sterne, des ganzen Weltalls gewesen, die über das junge Paar, über alle Bewohner des Hauses und über dieses selbst sorgend wachen und helfende, schützende Kräfte streuen. In ihrem zumeist pflanzlichen Stoffe, in ihrer Kronenform, die das Himmelsgewölbe, in ihrer Scheibenform, die Sonne und Sterne widerspiegelte, in den Eierschalen, die ihr häufig als wirkende Lebensträger angehängt wurden, lebten die kosmischen

Kräfte schaffend weiter zum Segen des Hauses, und am steten Anblick erhielt und erneuerte sich ständig das Wissen von ihnen, vertiefte es sich zum Erlebnis, das Gesinnung und Taten bestimmte.

Jenseits der Ostsee hielt sich die Sitte bis heute, überall in Schweden begegnet man diesen Deckengehängen aus Stroh, in älterer Zeit auch aus Birkenchwamm; sie führen hier neben dem Namen „Brautkrone“ den der „Julkrone“, wenn sie alljährlich zur Weihnachtszeit hervorgeholt und aufgehängt werden, und weisen damit deutlich auf den Ursprung als Sonnensymbol. Nach Osten reichen sie bis in das estische Baltikum, im Südosten trifft man sie vereinzelt in polnischen Häusern, im Süden wieder häufiger in den bayrischen Alpenländern.

Die Gehänge sind also alteuropäische vorchristliche Kultsymbole einer gewußten Geistgemeinschaft der Menschen mit dem Kosmos, einer seelischen Empfindung von ihr und eines willenshaften Strebens nach ihr. Sie sind Erlebniserneuerungen und magische Wirksamkeiten der realen Dauerbeziehung zwischen Kosmos und Mensch.

Vielfach hängt in Schweden, Finnland, Deutschland, Slavien — z. B. bei den Karpathenruthenen in der Form eines mit Wachs und Papier zu einem „Geier“ gestalteten Ostereies\*) — an Stelle der Sonnenscheibe oder der kosmischen Krone von der Decke ein Vogel als das Bild des Weltengeistes, der seine zeugenden, schaffenden, erhaltenden, gesundenden, heilenden Kräfte auf Erde und Mensch hinunterstrahlt. Er wird meist die heilige Taube, auch Heilig-Geist-Taube genannt und dadurch zum Christentum in Beziehung gebracht, aber er heißt im Norden auch „das heilige, wahrsagende, fruchtbringende Tier“, er ist also viel älter als das Christentum, er ist das allgemein menschliche, aus schauendem Hellsehen stammende Erlebnisbild des geistigen Kräfteaustausches zwischen Kosmos und Mensch. Wie man sonst von einem Kräftestrom spricht, so erlebt man hier durch das Luftelement des Erdenumkreises einen „Kräfteflug“, der das Wissen, das Können, das Leben und das Sein vom Himmel zur Erde herunterträgt. Die Raben Odins, die Raben Barbarossas sind andere Formen jenes Bildes; die „heiligen Tauben“ auf althethitischen Siegelzylindern gehören hierher, die der Mysterieneingeweihten geistsuchende Gedanken zum Kosmos emportragen, wie sie anderseits ihnen selbst die kosmischen Gedanken herunterbringen; die zwei Vögel am indischen Weltenbaume, dem ásvattha, dem heiligen Feigenbaume, dem Baume des Schauens und Erkennens, gehören hierher, und auch Agypten kennt sie.

In Estland blieb die Braut- oder Julkrone vorwiegend auf den Inseln als Teil jenes schwedischen Einflusses zurück, der neben dem deutschen Jahrhunderte hindurch den Kulturbesitz des Ostbaltikums bestimmt hat.

---

\*) Vgl. K a r u t z, „Atlas der Völkerkunde Bd. 2: Die Völker Europas“, Stuttgart, Franckh'sche Verlagsbuchhandlung, S. 72/73.

Für die schwedisch-deutschen Einflüsse gelten Jahrhunderte, für germanische Einflüsse überhaupt aber gelten Jahrtausende.

Auf welche Menschen trafen diese Einflüsse? Ich halte es für notwendig, und deshalb nur schreibe ich diesen kurzen Aufsatz, immer und immer wieder darauf hinzuweisen, daß es Europäer waren und nicht Asiaten, in die der germanische Einschlag sich hineinwebte. Es wäre viel Unglück und viel Tragik in der Vergangenheit verhütet worden, wenn nicht in dieser Beziehung die Anschauungen und die Urteile sich so stark geirrt hätten, und es wäre noch vieles in der Zukunft zu verhüten, wenn sie sich endlich richtigstellen wollten.

Man findet schon bei Alexander von Humboldt die Meinung, daß die Kirgisen der Skythischen Steppe und ebenso die Baschkiren ursprünglich keine Mongolen sondern Finnen seien. Jakob Grimm fand bei seiner Untersuchung über das finnische Epos „eine ferne Urgemeinschaft“, wenn auch keinen unmittelbaren Zusammenhang mit dem altdeutschen Epos. Dennoch herrschte in der völkerkundlichen Literatur des 19. Jahrhunderts und bis in die Gegenwart die Lehre vom mongoloiden Ursprung und Typus der Finnen und Esten. Ich habe im Jahre 1918\*) diese Lehre bestritten und die physiognomisch wie ethnographisch deutlich alteuropäische Art des Esten betont. Die sehr seltenen mongoloiden Züge entstammen späteren Mischungen mit Mongolen und Tataren. Auch im entferntesten Winkel von Estland, dem sogenannten Settukesien südwestlich vom Peipussee, gibt es keinen Menschen, der nicht völlig unmongolische, völlig europäische Züge trägt. Der Finne, zu dem der Este gehört, ist bis zur Wolga und bis zum Ural Europäer, er ist seinerzeit von Westen her, von den atlantischen Gestaden her, dem abrückenden Eise der Glazialzeiten nachgefolgt. Er gehört in seinem Grundstock zu den frühesten Völkerzügen, die nach dem Niederbruch des atlantischen Festlandes ostwärts über Nordeuropa und Nordasien ausströmten; spätere folgten und mischten sich mit ihnen; noch spätere brachten die westlichen Mysterien vom geistigen Kosmos, von der Geistwesenheit des Menschen, von der Entwicklung der Menschenseele, deren Wissen sich dann unter anderem in dem gewaltigen Sang von Wäinämöinen, Ilmarinen, Lemminkäinen im Land des Kalewa (Kalewala) abdrückte.

Immer mehr befinden jetzt Anthropologen den blonden, blauäugigen, hochgewachsenen Finnen, dessen angebliche östliche Kurzköpfigkeit sich nur als eine schwächere Langköpfigkeit erwies, und in dessen Physiognomie von Mongolenfalte, Mongolenaug, Mongolenhaar, Mongolenhaut sich keine Spur entdecken läßt, für nichtasiatisch, für nordeuropäisch; sie bezeichnen geradezu den finnischen und den „gotischen“ Typ als zwei Unterrassen und verschiedene Entwicklungsstadien des europäischen Menschen. Sprach-

---

\*) Karutz, Die estnische Sammlung des Museums für Völkerkunde zu Lübeck. / Lübeck 1919.

forscher überzeugten sich von einer Verwandtschaft der finnischen Sprache mit der indogermanischen. Prähistoriker stellten Magdalenien- und Campignienkulturen im Ostbaltikum fest. Kossinna sieht in westher gekommenen „Trägern einer älteren arktischen Zivilisation“ Vorfinnen, die im Westen ein Mischselement der Indogermanen und der späteren Germanen, im Osten ein solches der Finno-Ugrier bilden; er sieht die Finnen im ersten vorchristlichen Jahrtausend im Baltikum „in der Nähe ihres vorzeitlichen Ursprungslandes wiedererscheinen“.

Jedenfalls muß man für Finnen und Esten die mongolische oder mongoloide Rassenzugehörigkeit streng ablehnen und muß hoffen, daß der alte Irrtum endlich aus Büchern, Schulen, Zeitschriften und Tageszeitungen verschwinde. Es wird viel gewonnen sein, wenn man den Esten als Europäer erkennt. Seine heutige Seelenlage, seine zukünftige Seelenentwicklung, seine Bewußtseinsschichtung und -entfaltung, sein Verhältnis zu seinem Ich zeigen sich uns auf einer ganz anderen Stufe als auf derjenigen Asiens. Im Finno-Esten weist der Entwicklungszeiger nicht auf den Osten, sondern auf den Westen, und zwar auf den Westen im Sinne Mitteleuropas, nicht im Sinne Westeuropas oder Amerikas. Sehen wir das richtig, so werden wir die Strebungen, Möglichkeiten und Aussichten im Ostbaltikum richtig begreifen und uns selbst richtig zu ihnen stellen können.

**Erich Trumler**

## **Ursprung und Neubeginn der Volkshochschule**

Die Idee der Volkshochschule geht auf Grundtvig zurück, den großen Verkündiger dänischen und gesamt-nordischen Volksgeistes im Zeitalter Goethes. Grundtvig wollte eine „volkliche hohe Schule“ begründet haben, die „der Universität die Stange halten könnte“. In seiner Vorrede zur „Nordischen Mythologie“ schrieb er 1832: „Eine solche höhere Anstalt für volkliche Bildung und für praktisches Können auf allen Hauptgebieten wird offenbar in allen Ländern entbehrt. Dem muß abgeholfen werden, sowohl um der menschlichen Gesellschaft als um der Forschung willen.“ Mit dem „volklichen“ Charakter, den Grundtvig dieser wahren Hochschule des Nordens geben wollte, meinte er ein lebendig-geistiges Schaffen aus dem echten Wesen der nordeuropäischen Völker. Er wußte, daß die rein geistige, d. h. ich-entstammte Erfüllung einer Volkszugehörigkeit im Wie des Sprechens der lebendigen Sprache geschieht. Das Leben der nordischen Sprachen sah er bedroht durch die latinisierende, klassische Bildungstyrannie seiner Zeit. Er wußte um das Gespenst Roms, das nicht nur in den Schulen, nicht nur im Rechtsgebrauch, sondern bis in die Konventionen des staatlichen Denkens hinein sich geltend machte. Eine geniesgeführte Erweckung zum lebendigen Sprachgeist erschien ihm als die eigentlich

rettende Tat. Durch sie „würde der Norden gerettet sein vor dem allgemeinen Schiffbruch, der Europas Völker bedroht und zu dem Glanze sich erheben, den sein Altertum ihm verhieß“. Grundtvig schrieb 1837, nach langen vergeblichen Mühen, im eigenen Lande seiner Idee zum Durchbruch zu verhelfen, ein Sendschreiben an die Norweger. In diesem sagt er: „Alle Hochschulen Europas sind mehr oder minder lateinische oder gänzlich römische, sie sind feindlich gegen alle Volksnaturen, die sie als lauter barbarische Überreste vom Mittelalter her ansehen, die es so bald als möglich auszurotten gilt durch klassische Bildung.“ Selbst in der geschwätzigsten Volkssprache, wenn man sie nur vernünftig gebrauchte, sah Grundtvig noch ein Mittel, „den Völkertod abzuwenden und das Menschenleben zu verschönen“. Er wies die Menschen im Norden Europas den geistigen Kampf „gegen Roms Wolfsnatur, wie schön sich diese auch einhüllen würde in Lammskleider“. Das Gelingen einer „volklichen Hochschule“ sollte also den Sieg eines freien Geisteslebens nordeuropäischer Prägung bringen über die klassische staatsverpflichtete Bildung der Universitäten. Grundtvig wollte „eine von Rom gänzlich unabhängige Bildung und Kultur des Schrifttums“. In dem Sendschreiben an die Norweger heißt es: „Wenn wir ratfragen unserer Väter starke Träume vom Göttlichen schon in altheidnischen Zeiten oder ihre Kraftäußerungen in Taten, Gesängen und Schriften, noch ehe Latein und römische Art dies alles verwirrte und verkümmerte, dann lernen wir erkennen, daß es nirgends ein tieferes Gefühl für die wunderbare Verwandtschaft zwischen Himmel und Erde so von Natur aus gab, nirgends auch einen innerlicheren Drang das gesamte, große, wundersame Menschenleben sich nach und nach entwickeln zu sehen und sich selbst die Deutung geben. Die volkliche Bildung würde ganz gewiß keine weiteren Fortschritte machen, ehe nicht im Norden der Wille erwacht, eine große wissenschaftliche Hochschule für die Entwicklung des Menschenlebens und für die Erkenntnis seiner rätselvollen Tiefe und herrlichen Mannigfaltigkeit zu errichten. Also eine Universität (eine allumfassende Forschung), die keine römische Prahlerei ist, sondern wirklich ihrem Namen entspricht, die der Welt eine Wissenschaftlichkeit nordischer Art lehrt, welche die römische ebenso weit überwächst, wie die Riesen des Nordens Roms verzärtelte, marklose, nur schlaue und hintersinnige Zwerge überwuchsen.“ Grundtvigs Gedanke, einer Auferweckung des Seelisch-Geistigen unter der Jugend der nordischen Völker die Wege zu bereiten, war also ganz großer Art. Er entstammte einer Inspiration, die Grundtvigs Wirken im wahrsten Zusammenhang seines Zeitalters zeigt. Ein neuer Geist zur Forschung sollte sich unmittelbar erzieherisch auswirken. Der Hauptschritt zur Verwirklichung einer solchen freien Hochschule und lebendigen Forschung im Geiste des europäischen Nordens geschah für Grundtvig in der „Einsetzung des Mundes und der Muttersprache in ihre unverlierbaren Rechte“. Er wollte Lehrer der Jugenderweckung mit der Kraft des „lebendigen Wortes“, geschöpft aus den Sprachoffenbarungen des urwüchsigen Volksgeistes. Er wollte Hochschulen der Jugend, die ganz frei dastünden, ohne jede Beihilfe des Staates. „Freiheit für alles, was vom Geiste stammt.“

Auf diesen prophetischen Willen Grundtvigs geht der Ursprung der Volkshochschule zurück. Es kam zunächst nicht zu jener großen Hochschule des Nordens, auch nicht zur freien Entfaltung eines neuen wissenschaftlichen Geistes. Weder konnten in Mitteleuropa die verjüngenden Ideen der Klassik und der Romantik bis zur Gestaltung einer erneuten menschlichen Gesellschaft durchdringen, noch vermochten die skandinavischen Volkshochschulen den Geist ihres Urbilds, wie es in Grundtvigs Seele lebte, wirklich zu erfüllen. Dem verödenden Einbruch des Materialismus gegenüber genügte es nicht, lediglich eine menschenbildende Kraft zukunftsuchender Geistigkeit zu erhalten. Das haben diese Schulen versucht, bis an die Schwelle des 20. Jahrhunderts heran. Sie haben gewiß auch unmittelbar helfend in das soziale Leben der nordischen Völker eingegriffen, getreu dem Worte Grundtvigs: „Mir wurde es gegeben, das große Naturgesetz für die Wirkung und Einpflanzung des Geistes zu entdecken: zu sehen, wie sowohl im täglichen Leben als im großen Lebenslauf des Menschengeschlechts sie eingreift.“ Alle bedeutenden Schüler Grundtvigs, die in völliger Selbständigkeit und aus freier Initiative die neuen Jugendschulen in den verschiedenen skandinavischen Ländern entstehen ließen, hatten diese christliche Ehrfurcht vor der Erscheinung des Geistes in den gering dünkenden Ereignissen des Alltags, im „täglichen Leben“. Und zugleich die Gewißheit, daß wissenschaftlicher Geist ganz neue, inspirierte Sprachen reden werde. Allen Ernstes eine Art Bauernphilosophie mag ihnen vorgeschwebt haben. Denn das freie Bauerntum des Nordens bestimmte Ton, Stil und Lehre dieser Schulen. Menschen von spontaner pädagogischer Genialität, mit einer wahrhaft dichterischen Lebendigkeit des Ich-Sinnes — der Wahrnehmung für das Ich im Andern — haben in diesen Schulen gewirkt. Aber heute stockt die Entwicklung der skandinavischen Volkshochschule. Das Kapitulieren vor der materialistischen Wissenschaft ist längst erfolgt, das Paktieren mit dem Staatsegoismus hat begonnen, die religiösen Kräfte versagen sich. Wo findet man heute noch die Unbedingtheit des Geistes, wie sie Christopher Bruun, einer der Schöpfer der Volkshochschule in Norwegen, einmal rücksichtslos aussprach: „Das, worauf diese Schulen bauen, ist, in seinem innersten Grunde revolutionär.“ „Es setzt die willkürliche Machtvollkommenheit des Einzelnen — oder wie es mit vornehmeren Worten heißt — der Persönlichkeit allem, was sich staatliche Institution nennt, entgegen, allen Traditionen und historisch entwickelten Zuständen. Diese Schulen haben nichts zu schaffen mit den Garantien, die der Staat fordert. Ihre einzige Gewähr liegt in der ‚Persönlichkeit‘ des Lehrers.“

In Deutschland hat die Bewegung für die Volkshochschule erst im 20. Jahrhundert ernstlich begonnen. Wesentlich aus der Seelenlage des proletarischen Menschen gefordert. Aber — Proletarier und Volksbildung — ist das nicht ein Widerspruch in sich selbst? Die Lebenslage des Proletariats entsteht aus verödetem Volkstum. Sie läßt keinen andern Ausweg offen als den des Erwachens im wahren Menschenbewußtsein. Sie kennt keine geistigen Erbgüter. Weil das so ist, stemmen sich alle untermenschlichen Mächte dawider und ballen mit gewaltigen Suggestionen die proletarische „Masse Mensch“

zusammen. In Deutschland ist „Volksbildung“ begonnen worden, ohne daß Träger einer großen Idee sie eingeleitet hätten. Ohne daß Erzieherpersönlichkeiten mit einem radikalen Unabhängigkeitsdrang eine Idee hätten durchsetzen wollen. Mit einer einzigen, seltsam denkwürdigen Ausnahme. Eine künftige Geschichtsschreibung des deutschen Volksbildungswerkes wird sich die Tatsache zu deuten haben, daß gerade in die Anfänge dieser Volksbildung, um die Wende zum 20. Jahrhundert, eine zeitlang die Persönlichkeit Rudolf Steiners hineinverwoben war. Rudolf Steiner war damals an der vom älteren Liebknecht begründeten Arbeiterbildungsschule in Berlin als Lehrer tätig. Er beschreibt sein Eingreifen in diese Schule selbst im 28. Kapitel seines Buches „Mein Lebensgang“. Mit der unbestechlichen Gewissensklarheit seines Geistes rührte er durch die bloße Art seines Daseins als Lehrer sofort an den „gefährlichsten“ Punkt: „Wie die Einzelseele innerhalb dieser Arbeiterschaft schlummerte und träumte, und wie eine Art Massenseele diese Menschheit ergriff, die Vorstellung, Urteil, Haltung umschlang, das stellte sich vor mich hin.“ „Das Proletarierbewußtsein bestand damals in Empfindungen, die wie Wirkung von Massensuggestionen sich ausnahmen. Viele der Einzelseelen sagten immer wieder: Es muß eine Zeit kommen, in der die Welt wieder geistige Interessen entwickelt; aber zunächst muß das Proletariat rein wirtschaftlich erlöst werden.“ Rudolf Steiner brach seine Lehrtätigkeit an der Schule, die im wesentlichen geschichtliche Themen behandelte, ab, sobald die Sorge der „Führer“ um die Macht der suggestiven Massenbehandlung ihm das freie Lehren erschwerte. Einer von ihnen prägte damals das Wort: „Wir wollen nicht Freiheit in der proletarischen Bewegung, wir wollen vernünftigen Zwang.“

Diese anfängliche Volkshochschule in Deutschland war im wesentlichen Erwachsenenbildung. Eine neue Wendung trat erst ein, als man die ersten proletarischen Jugendschulen aufzubauen begann. Das geschah aus den Kriegsjahren heraus durch die Begründung des ersten Volkshochschulheims „Dreißigacker“ durch Weitsch. Durchaus im Hinblick auf das Vorbild der skandinavischen Schulen, aber neu und mutig aus der Lebenslage des Jungproletariats heraus gewagt und erspürt. Im übrigen brachte gerade die Zeit nach dem Kriege die groteske Steigerung des philiströsen Volksbildungsbetriebes. Es gehört zu den Tücken des deutschen Schicksals in neueren Zeiten, daß man die spontane, praktische Auswirkung großer Ideen durch philiströse und massenhafte Vorveranstaltungen den besseren Köpfen schon verleidet, noch ehe diese Ideen selbst überhaupt durch ihre echten Träger sprechen konnten. Man fängt etwas Schimmer von dem Licht ab, das sie vorauswerfen, wenn sie sozusagen in der Luft liegen. Und schon verschleißt man Prozente dieses Schimmers mit einer Gewichtigkeit, daß es alle guten Geister jammert. Volkshochschule in Deutschland, das heißt heute vor dem historischen Gewissen noch immer nicht viel mehr, als daß an ein paar vereinzelt Stellen, beengt durch staatliche und städtische Einmischung und bedrängt von dem zusammenhanglosen Eifer eines in Deutschland allzeit bereiten Klein-Gelehrtenheeres, einige wenige bedeutende Erziehercharaktere um die innerlich radikale Verwirklichung proletarischer

Jugendschulen sich mühen. Sie stoßen dabei auch heute noch auf dasselbe Haupthindernis wie Rudolf Steiner vor bald einem Menschenalter. Auf den Tod-und-Leben-Kampf öffentlicher Meinungen gegen die Urregung im Menschen: Selbstbewußtsein. Nur daß heute im jungen Proletariat Menschen sich regen mit brennenden Fragen nach der Verwirklichung des Geistes auf Erden. Fragen, die nicht mehr zu betäuben sind. In einem Radio-Vortrag über „Jungarbeitererziehung“ (teilweise veröffentlicht in den „Volkshochschulblättern“ für Thüringen, März 1929) berührt Adolf Reichwein, der bisherige Leiter der Volkshochschule Jena, diesen gefährlichen Punkt, vor dem die rot oder schwarz tingierten öffentlichen Meinungen stutzen. Er sagt: „Gerade dieses stellt sich mir als das Hauptproblem der Jungarbeitererziehung heute dar: daß man auf der ganzen Front herauskommt aus der gefährlichen Illusion, daß eine neue Gesellschaft aus aufgeklärter Einsicht gestaltet werden könne. Es genügt auch nicht, daß man der arbeitenden Jugend, so wie es die sogenannte bürgerliche Jugendbewegung vorgemacht und vorgelebt hat, ein eigenes Jugendreich gibt, sondern es kommt darauf an, daß dieses Jugendleben erfüllt wird von einer verantwortungsbewußten Selbsterziehung aller Kräfte im Menschen.“ „Voraussetzung für eine Jungarbeitererziehung in diesem Sinne ist die Zerstörung eines vermeintlichen Selbstbewußtseins, das nur, und sehr schwach, im Intellekt begründet ist, und die Schaffung eines echten Selbstbewußtseins, das sich bildet, wenn der Mensch spürt, wie alle seine Lebenskräfte, seine körperlichen Fähigkeiten, seine Willensanspannung, seine seelische Opferbereitschaft und seine geistige Gerichtetheit auf das Ziel der Zukunft, nämlich die neue und bessere Ordnung unter den Menschen, einander ergänzen.“

Was ist echtes Selbstbewußtsein? Rudolf Steiner sagt in seinem Lebensgang: „Die wirkliche Anschauung des Geistigen wirft Licht auf das Geltungsbereich der Ideen, und sie weist dem Persönlichen seine Grenzen. Man weiß als Beobachter des Geistigen, wie im Menschen das Persönliche zu wirken aufhört, wenn das Wesen der Seele sich zum Anschauungsorgan der geistigen Welt umwandelt.“ Also erwacht echtes Selbstbewußtsein im Opfern der Persönlichkeit, im Fallenlassen der Maske, der Persona, und in der Berufung der befreiten Menschenseele zur Anschauung kosmischer Intelligenz im unteilbaren, individuellen Menschengeste. Überall wo solches Bewußtsein im wahren Selbst Kraft gewinnt, lebendiges Wort wird, da ist heute Neubeginn einer Schulung junger Menschen zur künftigen Bewährung sozialer Erkenntnis. Menschliche Gesellschaft bildet sich heute allein aus der Kraft des Ich. Auch das Bloß-Bewußte im Menschen hilft nichts. Nur aus echtem Selbstbewußtsein wird eine neue soziale Ordnung unter Menschen kommen. Dazu muß man den Weg, die Methode, kennen. Anthroposophie ist uns die Methode, zu echtem Selbstbewußtsein zu kommen, zur kosmischen, außerirdischen Weisheit vom Menschen auf Erden.

## Wie die erste Volkshochschule entstand

*Grundtvig hatte jahrzehntelang vergeblich um die Errichtung volklicher Hochschulen gekämpft. Bis endlich der jütländische Bauer Kirsten Mikkelsen-Kold (1816—1870) kam und es wagte. 1857 gelang ihm die Begründung der ersten Volkshochschule. Kirsten Kold erzählt die Sache in seinen Lebenserinnerungen so charakteristisch und geradeaus, daß wir diesen einzigartigen Bericht hier abdrucken möchten. Er sagt mehr als manches andere vom ursprünglichen Geist der Volkshochschule im Norden aus. Wir zitieren ihn nach dem leider vergriffenen Buche von Wartenweiler „Aus der Werdezeit der dänischen Volkshochschule“ 1921. Rotapfelverlag Erlenbach-Zürich. T.*

Es hatten sich in Kopenhagen eine Anzahl sogenannter Grundtvigianer versammelt, um zu beraten, was man tun könne, um den dänischen Bauernstand zu bilden, damit er die bürgerliche Freiheit, die ihm gegeben worden, auch benützen könne. Der Geist hatte wohl auch damals seine Finger mit im Spiel; denn als man sich geeinigt hatte, es müsse etwas getan werden, und fragte, welcher Mann die Ausführung dieser Wirksamkeit an die Hand nehmen sollte, antwortete Ludwig Christian Müller: „Ich weiß keinen anderen als Kold“, und alle fanden, das sei gerade der rechte Mann. Das war höchst merkwürdig; denn ich war damals nicht sehr geeignet dazu. Jetzt eigne ich mich viel besser dazu, obwohl ich noch lange nicht vollkommen bin. Sie schrieben mir also, ich solle zu ihnen kommen und mit ihnen darüber zu Rate gehen, was man für die Volksbildung tun könne. Sie meinten, ich könne in Jütland umherreisen und auf die jungen Lehrer dort einwirken, auf daß ein besserer Unterricht eingeführt werden könne. Aber ich gab zur Antwort, ich wisse schon, was ich tun wolle; ich wollte eine sogenannte höhere Bauernschule errichten. Darauf erwiderten sie, in dem Falle könne ich auf ihre Unterstützung rechnen. Es war etwas Merkwürdiges für mich, als ich dieses Schreiben bekam. Indessen verlief noch ein Jahr, in dem ich noch keine Unterstützung brauchte; denn ich mußte erst meine Vorbereitungen treffen. Ich mußte ein Jahr bei Birkedal sein, um zu erproben, ob sich die vier Schüler, die ich hatte, begeistern ließen und ob ich überhaupt die jungen Leute in dem Alter begeistern könne, in dem ich sie zu unterrichten gedachte. Als dies Jahr verflossen war, war ich schwach im Glauben geworden. Es ist wunderbar genug: jedesmal wurde ich so, gerade bevor ich eine Arbeit beginnen sollte, und so geht es mir auch, wenn ich eine Rede halten soll. Ich hat den lieben Gott, er möge mich doch nicht in ein Unternehmen hineinstellen, das ich unmöglich durchführen könne. Aber gerade da kam ein bestimmter Ruf: jetzt oder nie. Ich konnte mich nicht überwinden, zu sagen, es dürfe nie geschehen; und darum mußte ich sagen: jetzt soll's sein.

Das Haus, von dem ich vorhin sprach, war indessen verkauft und wieder feil geworden. Ich ging zu dem Mann, der es zu verkaufen hatte, und fragte ihn, ob er acht Tage lang warten wolle; ich wollte unterdessen nach Kopenhagen reisen; denn ich durfte es nicht kaufen, bevor ich erfahren hatte, ob ich von dort unterstützt werde — und er versprach mir denn auch, acht Tage zu warten. Darauf marschierte ich am Morgen des folgenden Tages nach Kopenhagen; ich ging den ganzen Weg zu Fuß. Als ich zur Stadt kam, ging ich hinaus zu Algren, der damals auf der Regenz\*) wohnte. Ich war sein Gast und lag nachts auf dem Sofa. Ich bekam aber von ihm nur schlechten Trost; denn er sagte mir: „Was willst du auch: die Grundtvigianer gehören nicht zu den Leuten, die heuer an das denken, was sie letztes Jahr beschlossen haben. Sie haben jetzt ganz andere Ideen. Es

\*) Internat mit freiem Aufenthalt für begabte und fleißige bedürftige Studenten. Algren hatte seine Tätigkeit als Seminarlehrer aufgeben müssen und studierte nun in seinen alten Tagen Theologie.

wird gewiß nichts daraus. Aber ich will mit dir zu Grundtvig gehen.“ Als wir zu ihm hinaufkamen, stand er da, rauchte seine Pfeife und legte seinen Arm auf den Ofen. „Das ist Kold von Fünen,“ sagte Algren. „Ah,“ sagte Grundtvig, „ist das der Mann?“ und wir wurden sofort uneins. Ich wollte meine Burschen in die Schule aufnehmen, sobald sie konfirmiert waren, im Alter von vierzehn, fünfzehn, sechzehn Jahren. Aber Grundtvig sagte: „Es nützt nichts, bevor sie achtzehn sind.“ Ich kann mich gut erinnern, wie ich sagte: „Grundtvig kann nicht wissen, wie die Bauern bei uns zu Hause sind. Wenn sie nämlich achtzehn sind, haben sie schon mit Liebesgeschichten, Tabakrauchen, Pfeifen- und Uhrenhandel angefangen; dann können wir sie nicht mehr begeistern.“ „Doch,“ sagte Grundtvig, „wir können's.“ „Nein,“ sagte ich, „wie ich die Dinge ansehe, ist meine Meinung die einzig richtige.“ Ich bin meiner Sache immer sicher gewesen, auch wenn ich im Irrtum war. Indessen sorgte der liebe Gott dafür, daß wir Leute im Alter von unter und über achtzehn Jahren zum Unterrichten bekamen, und ich machte gleich die Erfahrung, daß wir mit den Achtzehnjährigen und den Älteren etwas ausrichten konnten, während wir nichts erreichten bei denen, die unter achtzehn waren. Der Streit zwischen Grundtvig und mir wurde allerdings damals beigelegt, aber so, daß Grundtvig nachgab. Sonst wäre aus allem nichts geworden; denn ich hätte nicht nachgegeben. Darauf brachte ich mein Anliegen vor, nämlich, ich müsse jetzt die Unterstützung haben, die mir versprochen worden war. „Ja,“ sagte Algren, „was sollen wir machen, wie soll das gehen? Grundtvig weiß ja selbst, daß wir nichts in der Kasse haben.“ „Ja,“ sagte Grundtvig, „s wird schon gehen.“ Darauf fragte er mich, wieviel Unterstützung ich denn zu bedürfen glaube. „Ich habe selbst fünfhundert Reichstaler,“ sagte ich, „wenn ich noch sechshundert Reichstaler bekomme — aber es muß geschenkt sein; denn ich wage nicht zu versprechen, daß ich es zurückbezahlen kann —, dann habe ich eintausendeinhundert Reichstaler, und damit habe ich genug.“ „Ja,“ sagte Grundtvig, „sechshundert Reichstaler und fünfhundert Reichstaler sind eintausendeinhundert Reichstaler; aber was können Sie damit anfangen?“ „Ja, wenn es nicht gemacht werden kann,“ sagte ich, „so kann man es auch nicht machen mit viel; aber mit gar nichts geht's nicht.“ Darauf sagte Grundtvig: „Gehen Sie heim, und setzen Sie eine Bittschrift an brave Leute auf, worin Sie sie ersuchen, Ihnen in diesem Vorhaben Unterstützung angedeihen zu lassen. Bringen Sie die zu mir; ich werde sie dann als erster unterzeichnen, und wir werden sehen, wieviel mein Name helfen kann.“ Das ist mir so deutlich in Erinnerung, als ob es gestern geschehen wäre. Als wir hinausgekommen waren, packte mich Algren am Rock und sagte: „Du bist ein Glückskind. Jetzt ist deine Sache gewonnen; wenn sich Grundtvig ihrer so annimmt, so ist sie sicher.“ Die sechshundert Reichstaler wurden richtig gesammelt; Grundtvig gab selbst fünfzig Reichstaler, Frau Tofte\*) hundert Reichstaler und unser guter Freund Göricke, mit dem ich gestern sprach, fünfzig Reichstaler.

Darauf begann ich meine Hochschule auf dem Ryslinger-Feld. Allerdings war mir nur ein einziger Schüler versprochen, der Sohn von Christen Larsen in Dalby. Es war sicher, daß er am 1. November kommen werde, und noch in den letzten Oktobertagen wußte ich nicht sicher, ob andere außer ihm kommen würden. Zwar waren mir verschiedene Schüler versprochen worden; aber die Leute fanden, das sei doch etwas Absonderliches, und es sei überhaupt teuer, obwohl ich monatlich nur sechs Reichstaler für Kost, Logis und Unterricht verlangte und den Leuten versprach, Wunder an ihren Kindern zu tun; sie sollten so lebendig, wacker und tatkräftig werden, daß man noch nichts dergleichen gesehen hätte, und trotzdem fanden die Leute, es sei ein elender Haufen Geld. Sie fragten, was denn ihre Kinder werden könnten, wenn sie die Schule besucht hätten, ob sie Lehrer werden oder vom Militärdienst befreit werden können (das war nämlich der Fall, wenn man in den Dienst der landökonomischen Gesellschaft trat, und darum glaubte man, eine solche Vergünstigung sei auch mir zuteil geworden). Es war indessen, merkwürdig

---

\*) Freundin und später zweite Gemahlin Grundtvigs.

genug, an verschiedenen Orten — vor vielen, vielen Jahren dafür gesorgt worden, daß ich die erste Abteilung in die Schule bekam. Z. B. war die Schwester von Poul Rasmussen in Sanderum, die viele Jahre vorher gestorben war, gerade in den letzten Tagen ihres Lebens „erweckt“ worden. Auf ihrem Todbett sagte sie zu ihrem Mann: „Hätte ich gewußt, was ich jetzt weiß, ich hätte ein ganz anderes Leben geführt. Aber paß doch auf, daß unsere Kinder anders leben, du weißt schon in welcher Richtung ich meine.“ „Ja,“ sagte er, „das will ich,“ aber er wußte nicht recht Bescheid mit der Richtung. Und doch wollte er sein Versprechen halten und sandte seinen Sohn in die Schule, und gerade, weil er nichts weiter wußte, gerade dadurch leistete er der Schule einen Dienst, als er seinen Sohn hinschickte. Denn der Mann war kein Sonderling; er war, wie die Leute im allgemeinen sind. Wenn er seinen Sohn in die Schule schicken konnte, so konnten auch viele andere es tun. Überall fand ich, daß der liebe Gott dabei gewesen war, und den Platz gereutet und Vorbereitungen getroffen hatte: aber es ist ja immer schwer, sich zu entschließen, wenn man etwas Gutes tun soll. Es ist merkwürdig genug: soll man Narrenstreiche machen, so kann man's leicht: aber soll man Gutes tun, so ist man vorsichtig.

Indessen faßten die Leute doch den Entschluß, und am 1. November kamen sie mit fünfzehn Schülern dahergefahren mit ihren Staatspferden und -wagen, und sie sahen so froh und glücklich aus. Sie waren froh, weil sie den Widerstand überwunden hatten und von zu Hause weggekommen waren, und ich war so froh; ich bin gewiß meiner Lebtag nicht so froh gewesen, wenn ich auch oft sehr, sehr froh gewesen bin. So begannen wir denn mit den Romanen Ingemanns; denn wir mußten dort beginnen, wo wir zuletzt aufgehört hatten. Was wir erfahren hatten, wußten wir, und mit dem, was wir noch nicht kannten, konnten wir nicht beginnen. Von der Weltgeschichte Grundtvigs las ich einzelne Stücke vor, bald da, bald dort, und versuchte auf den Zusammenhang zwischen Altertum, Mittelalter und Neuzeit hinzuweisen. Aber wie es schien, konnten die Schüler das nicht fassen, wohl aber die historischen Romane von Ingemann.

Indessen erreichten wir unser Ziel doch, und noch hat keiner von ihnen die Begeisterung verloren, die sie damals bekamen. Noch jetzt kann man sie überall erkennen, handle es um Reichstagswahlen oder um ein Unternehmen, welches Dänemark wieder zu dem Großen machen soll, das es einmal war, und sie haben oft die Leute bestärkt, welche in dieser Richtung Schweres durchzumachen hatten. Fragte man, welche Methode ich anwende — wie es der Probst tat, als er sie seinerzeit untersuchen sollte — so sagte ich, wir haben eigentlich keine Methode. Und wurde ich um den Plan gefragt, so sagte ich: „Wir haben keinen Plan.“ „Ja, aber was wollt ihr denn mit der Schule?“ sagte Monrad\*). „Als ich achtzehn Jahre alt war, lernte ich Gott und meinen Nächsten lieben. Darüber wurde ich froh, daß ich mich damals entschloß, ich wolle Zeit und Kräfte dazu brauchen, meine Nächsten damit zurecht zu helfen. Das ist's, was die Schule die Leute lehren will, Gott, seinen Nächsten und sein Vaterland zu lieben.“ „O ja,“ sagte Monrad, „das Ziel ist ja aller Ehren wert.“

Seit der Zeit ist alles sehr gut gegangen. Jetzt haben wir eine Hochschule gebaut, wie ein Schloß; das Gebäude mit Grund und Boden hat 25 000 Reichstaler gekostet, und was mehr ist, sie kann sich im Grunde sehr gut erhalten. Wir hatten diesen Winter 70 erwachsene Burschen auf der Schule und im Sommer 50 erwachsene Bauernmädchen, und im Herbst 50 Schulmeister; alle waren gekommen, um sich aufklären zu lassen. Und da ich nun einmal darauf zu sprechen gekommen bin, will ich schließen mit der Bemerkung: Ich habe kaum so gutes Geschick im Aufklären wie im Beleben. Ich wecke zuerst das Leben; erst nachher komme ich mit der Aufklärung, oder jedenfalls geschehen Belebung und Aufklärung bei mir gleichzeitig, und ich glaube, das ist richtig; denn gerade Belebung braucht man am meisten. Also ist die Belebung viel eher meine Aufgabe an der Schule als die Aufklärung. Wenn dann erst richtiges Leben in uns gekommen ist, beginnen

---

\*) Damals Schulinspektor, später Kultusminister.

wir noch ein wenig mit dem Aufklären. Will man mich nun fragen, wieso ich dazu kam, die Leute erst lebendig zu machen und sie erst nachher aufzuklären, oder mindestens beides gleichzeitig zu tun, mit anderen Worten, wie ich, der ich nicht zu den Propheten gehöre, weil ich keine eigentliche Schule durchgemacht habe, Volkserzieher geworden sei, so antworte ich: Das kommt davon, daß ich von Anfang meiner volksbildenden Tätigkeit unter Leuten lebte, die keine Aufklärung in sich aufnehmen konnten, bevor nicht Leben in sie gekommen; es waren einfache Leute, welche sozusagen nichts von Bildung wußten — sie mußten einmal belebt werden. Hätte ich Leute getroffen wie die Studenten in Kopenhagen, so hätte ich mich vielleicht auch dahinter gemacht, Aufklärung ohne Belebung zu bieten; das ist nämlich gewissermaßen das Leichteste. Aber gegenüber den Leuten, auf die ich stieß, mußte ich, wie gesagt, anders vorgehen. Ich glaube auch, je mehr man das dänische Volk kennt, desto mehr wird man erfahren, daß die Leute sowohl in Kopenhagen als auch außerhalb nicht richtig aufgeklärt werden können, wenn nicht zuerst wahres Leben in sie gekommen ist, oder doch daß Aufklärung und Belebung Hand in Hand gehen müssen.

## Magische Sprüche und Lieder der Esten

Übersetzt\*) von Elsbeth Paulsen

### Allgemeine Einleitungsformel bei allen Besprechungen

In Indialand betete man an, sich neigend vor Bildern, vor Sonne, Mond und des Himmels Sternen, vor Erd' und Meer.

Bei dieses elenden Menschen Leib und Blute werden, aus Feuerbrand und Kohle, dieses Menschen Gebeine mit den Gelenken sich einigen, wenn du dreimal einen Kuß gibst und dreimal vor den Kohlen dich neigend anbetest:

Dieses geschehe wahrlich also, daß dann auch weder Schaden noch Unfall bei dieser göttlichen Verrichtung sein möge!

### Schlangenbeschwörung

Ebnes Holz unter der Brücke,  
Rauhes Holz unterm Wacholder,  
Wisperpfeif' im Weidenbusche,  
O berufne, goldenbunte,  
Erdbunte, leberbunte,  
Regenbunte, haselbunte,  
Holzbrandbunte, ahlkirschbunte,  
Möge mich nicht heimlich beißen,  
Mich nicht ungesehn versehren,  
Fasse mich nicht ohn' mein Wissen!

Aus Sonne, Mond und des Himmels Sternen gegen dasselbe, gegen des Leibes und der Seele Blut.

Wie dies vom Baum genommene Blatt auf meinen Leib und Blut fällt, blase ich es fort mit den vier Winden, dem Ost, West, Süd und Nord, dem stärksten. Vom Seitenzaun genommen, von der Nordseite, gegen seine starke Kraft und das eigne Blut, in des scharfen Zahnes Einschneiden, so strenge wie wahr!

---

\*) Aus: „Mythische und magische Lieder der Esten“, gesammelt und herausgegeben von Fr. Kreutzwald und H. Neus. St. Petersburg 1854.

Nun besiegeln wir dieses auf den alten heiligen Menschen, der, siebenmal gefallen, des neunten Males wegen Hilfe erhalten. In Manas wahren Bekenntnis finden wir dies, was er neunmal uns gewährt hat und überdies noch gewährt durch dieses heiligsten Lijons-Blitzes heilige mächtige Hand; hat geholfen gegen Fleisch und Blut, des Leibes Krankheit geheilt, Freude und Frieden verliehen und große Hilfe gesandt gegen alles Elend und Unglück durch dieses alten heiligen Lijon mächtige Engelshand und geschirmt neunmal.

### Einem schwächlichen Kinde zum Gedeihn

Aus des Quells Arm, aus des Quells Schwall  
Wohlgedeihn dem Geschöpfchen,  
Eßlust diesem Geschöpfchen!  
Mag des Quells Flut es fördern,  
Mag des Quells Tau es treiben,  
Mag des Quells Herz es strecken!

(Während dieser Segen gesprochen wird, werden dem Kinde einige Löffel voll vom Wasser der heilkräftigen Quelle eingeffößt.)

### Spruch guter Witterung wegen

Ackermännern, Säemännern,  
Des Erdbodens Unterstürzern,  
Den Versenkern des Saatkornes,  
Der Gesundheit des Viehstandes  
Lasse lindgesinnt der Quellborn  
Gutes Wetter glücklich glänzen!  
T ö u r a, T ö u r a, laß das Brüllen:  
Weh hinweg die bösen Wolken!  
Wetterquellborn, Sohn des Vaters,  
Wolle du die Felder segnen!

### Zauberspruch bei einem Schwerkranken

Aufsteigt der Mond,  
Zwielicht zeigt sich,  
Sonne sieget:  
Fliehe von hinnen, Feind,  
Daß Gesundheit gedeihe!  
Denn Gott erhöret,  
Maria merket.  
Gehen mögen die Gegner,  
Fliehen fern die Peiniger,  
Fallen die Feinde hin!  
Ja, vor dir glaub ich hier,  
Gott, ich hör' auf dich,  
Finde reichlich Gnade.  
Ehre dem Vater in der Höhe,  
Wie dem Sohn und wie dem Geist,  
Diesem Glaubenspender!

Amen.

Dagmar Welding

## Aus der Begegnung mit der estnischen Volksseele

Der Volksseele konnte man am sichersten begegnen, als das Volk noch urwüchsig siedelte. Überraschenderweise findet sich jedoch in jedem dritten Hause der estnischen Stadt Volksseele. Der Sturz in die städtisch-materialistische Zivilisation hat sich beim Esten so rasch vollzogen, daß er die Volksseele hat mitnehmen können. In Bruchstücken wenigstens. Die Tradition estnischer Bildung geht nicht hinter die sechziger Jahre des 19. Jahrhunderts zurück. Auch der Gebildete trägt also einen Rest Volksseele. Begleitet habe ich dieses Volkes Erlebnisse, Geburtserlebnisse, Todeserlebnisse. Im Bilde will ich davon berichten: anders als im Bilde läßt sich Volksseele nicht begreifen.

Das Kind, wenn es geboren wird, wirklich noch im Volkwesen geboren, wird wohl überbuchtet vom Zauber des glückhaften Strahls aus Mutteraugen. Schwere Arbeitsnot und Last der Aufziehpflicht verschlingt aber bald die Freude. Der Vater verschließt seine unverbrüchliche Liebe sehr tief. Liebe ist ja im Moment der heutigen Entwicklung ein Seltenes. Vaterliebe, Mutterliebe jedenfalls stärker als Kindesliebe. Die größte Armut gibt ihr Kind nicht leicht als Adoptivkind hin.

Altväterweise tritt bei der Taufe in ihr Recht. Patengabe wird gezahlt. Bedienend stehen die Frauen an den Wänden der kleinen Stuben, während die Männer und Honoratioren essen. Später speisen sie an zweiten Tischen. Mehrere Suppen, mehrere Braten, mehrere süße Gänge, wenn auch nur in Andeutungen, werden gereicht. Das Gespräch ist feierlich und später ein wenig trunken. Verlegenheit ist oft über den Eltern des Kindes: Eine Mutter stieß mit fuseligem Wein auf das Wohl des Kindes an. „Es lebe!“ riefen die Paten. „Ach, möge es auch sterben“, sagte sie vor lauter Verlegenheit.

Der Vater leuchtet manchmal auf, wenn er das Können seines Kleinen zeigt, macht ihm auch diese oder jene Sache. Karg ist der Ausdruck der Güte. Bedrohung mit dem Gespenst, dem „tont“ oder der bösen Tante ist üblich in weiten Kreisen. Härte ist oft des Kindes Los. Einmal geschah dies: Eine Frau verlor ihr Kind, ein Schwein kam bald nachher um. Um das Kind trauernd band sie sich ein schwarzes Tuch um: „Gott hat es genommen.“ Um das Schwein weinte sie: „Ja, was hat es uns schon gekostet!“

Hüterjunge, Hütermädchen ist noch heute jedes Kind auf dem Lande, wo es nur Tiere gibt — und nicht städtische Zivilisation diese Sitte untergrub. Unbändig freilich werden solche Naturkinder und es ist sehr fraglich, ob solch langes Hüten heute bei uns wirklich den guten Kulturboden abgibt, wie ein Publizist, Pfarrer, Abgeordneter und Minister meint. Der redet geradezu von der „Schweineuniversität“, d. h. dem, was man beim Hüten lernt. Er hat freilich ein wunderschönes Gedicht als Knabe bei der nächtlichen Pferdehütung gemacht, wo man merkt, daß der gerade Heranreifende ein Elfenerlebnis hatte: Die Elfe entführt ihm das schönste junge Fohlen

seines Vaters. Sie führt es fort, er aber schenkt es ihr um den Preis, daß sie die Nacht über bei dem Hüterbuben bleibt. Derselbe schreibt in zartester Liebe „Aus dem Vaterhaus“, wie sich erinnernd des eigenen kindlichen Innengefühls, heute noch so nah am Kinderleben — und ist doch Parteiler, Machtensch, dem schillernden Spiel der bewegten Seele ergeben — und kann beten, daß der Himmel zuhört.

Natürlich hat nicht jeder Gebildete diese Volksnähe, und besonders da, wo die Bildung schon in dritter und vierter Generation vorhanden ist, spielt dieses Nahesein den elementarischen und waltenden Engelkräften keine Rolle. Da spürt sich Volksseele in atavistischen und doch mehr als atavistischen Fähigkeiten, das Reich des Astralischen zu schauen. Volksgewohnheiten kamen dem früher stark entgegen. Einiges davon lebt wirksam auch heute im Volk: In Feierstimmung geht man in die „Badstube“ (seit Urvätertagen hat man die russische Badstube unter den Esten gekannt). Und Wasser auf glühende Steine werfen, daß Dampf aufzischt, und darin baden, auf Pritschen liegend, die bis unter die niedere Decke etagenmäßig angebracht sind, und sich gegenseitig mit frischen Birkenbesen quästen, wird als uestnisch empfunden. Selbst wenn man nur in lindem Dampf badet, kommen die Ätherkräfte des Menschen sichtbar hervor: schöner und mächtiger erscheint nach dem Badstubenbad auch der Gebildete, der oft eine eigene Badstube benutzt. Wenn im Sommer an Sonnabendabenden nackte Kinder um die am Waldrand rauchausströmend, halbgebeugt stehende Badstube tanzen, so tanzen sicher Elfen mit. Badstube muß Zucht und Ordnung haben, hat sie wohl oft nicht, besonders in der Stadt. Auch der Städter ist auf sie angewiesen, aber hier ist es modernisierter Anstaltbetrieb.

Volksgewohnheit ist noch heute das Auf-die-Freite-fahren, wie es im Kalewala so wunderbar geschildert wird. Brautsuche, Brautwerber, Brautwein gibt es gelegentlich noch. Ja, manche umworbene Studentin muß es sich gefallen lassen, daß immer neue Freier ihre Pferde am Bindebalken des väterlichen Hofes anbinden.

Die robusten Gewohnheiten der Geschlechtsnähe, der Brautproben, sind sinnlich-zivilisationsmäßig verkommen, das Sinnesleben vielfach ganz materialistisch, ohne Hauch von Zauber aber selten. Die alten Hochzeitsitten sind verschwunden. Wer kann zehn Tage im Braut- und Bräutigamhause feiern? Sie sind riesigen Gastereien auch bei armen Leuten gewichen. Die Trauung findet meist noch im Hause statt. Es können Trauungen am Tauftag des Kindes vorkommen, sogar im Fischerdorf, wo die Moderne und der Pastor miteinander kämpfen und er im Bunde mit der Frau über den Mann siegt. Eine liebe Form, irgend ein Schönes leuchtet selbst in solcher Verwirrung noch.

Reigentanz geht heute noch über den Rasen, über Schuldielen. Unermüdlich können Kinder im Bluttakt gehend die alten Lieder, oft Sagenlieder, mehr brüllen als singen, zur Begleitung weniger Paare, die sich in der Mitte in der Polka drehen.

Volksteste sind arg dahin. Nur Johanni verbringt jeder am liebsten am Feuer, sucht aufs Land zum Feuer zu kommen. Aber das Feuer im Menschen,

die Verve früherer Zeiten, die nur zwanzig Jahre zurückliegen, ist erloschen. Der stampfende Tanz beim breiten Tönezug der Harmonika, beim leisen Dröhnen der Erde, beim zarten Rascheln des taufeuchten Grases, die Volksreigenspiele, der Kreis von Frauen mit Säuglingen auf dem Arm, von Kindern, im väterlichen Pelz gelegentlich gegen die kühle Feuchte geschützt, das alles wurde überleuchtet oder schwarz verschattet von der als lohende Lichtfahne hoch auf riesiger Stange aufgestellten Feuertonne. Rings am Horizont flammten ebensolche Feuer gleich Sternlichtern in der weißlichen, von Silbernebel und Perlmutterfarben getönten Nacht. Da klang traumhaft das Lied von Wanamuine, von den Töchtern der Murueid, den Elfen. Ein Hauch von ihnen wurde spürbar, die Elementarischen feierten mit. Trunkenheit und Messerstreit gegen Morgen war der übliche Ausklang, ein Austrag von Liebesrivalitäten und Feindschaften Einzelner und ganzer Dorfgruppen.

So nah stehen wir diesem allem noch, daß ein 1926 verstorbener Dramatiker, der erste wirklich originale, im „Libahunt“ zur Darstellung bringen kann, wie ein Mensch, ein Mädchen erst gelegentlich Wolfsgestalt annimmt, dann dem Wolfhaften immer mehr verfällt, Werwolf wird — und zuletzt, erlöst durch einen von der Hand ihres Pflegevaters auf den Wolf abgefeuerten Schuß, im Tode wieder Mensch wird. Merkwürdig ist dabei nicht, daß man derartiges schreibt, sondern, daß es ergreift in der Art, wie die menschlichen Gegenspieler des Wolfsmenschen sich zu ihm verhalten eben als zu einer Realität. — So nah stehen wir diesen Zwischengebieten des Seelisch-Elementarischen, daß in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts noch Elfenlieder gedichtet werden, daß man zwei Generationen zurück noch mit Gnomen lebte, die Weisheit und Heilung gaben. Daß man heute so und so oft Engelvisionen hat, daß eine Frau, eine Finnin allerdings, welche wußte, daß sie schon früher auf der Erde gewesen ist, ganz ernsthaft vom „Luupainaja“, dem Knochenzerdrücker, dem Alpdruck, sprach, als von einem Mann, der sie peinigt und erst auf ein Gebet und eine Engelperscheinung hin weicht. Dabei wußte sie, von welchem Menschen so böse Gedankeneinflüsse ausgingen. Träume von Toten, Einflüsse von Toten werden dauernd empfangen, teils bewußt verarbeitet, teils abergläubisch behandelt. Das ganze Gebiet des magischen Willens schließt sich hier auf. Schäfer heilten immer bei uns. Meist deutsche Schäfer, aber auch alte estnische Männer. Im letzten Jahr starb noch einer, der hat noch Tollwütige geheilt mit Kräutern. Unsere Blumenfrauen haben heute noch etwas vom Kräuterweiblein, auch das Hexenhafte. Es gibt Menschen, Ochsenpflüger etwa habe ich beobachtet, die so mit ihren Tieren eines Wesens wurden, daß man sie Augenblicke lang im Gefühl nicht unterschied von den Tieren.

Krankheit galt im allgemeinen als etwas von Gott, vom Teufel. Man trug sie als Kreuz, und zarteste Tränen banger Liebessorge habe ich rinnen sehen. Im sauber gekehrten Krankenzimmer, der einzigen Stube, hat Liebe, im Bewußtsein des herannahenden Todes, ein weißes Linnen über den großen Tisch gebreitet, feierlich wird der Tod empfangen im Leide.

Besprechen, Einrenken und Zaubermittel sind heute noch im Schwange bis hoch hinauf. Auch die Gabe der Weissagung kommt vor. So schenkte

im Kriege irgend ein „alter Mann“ uns die schöne Verheißung: Wir werden erst Frieden bekommen, wenn der weiße König des Nordens kommt und ihn stiftet.

Bis heute bringen Leute an verborgenen Plätzen Opfer dar, Votivgaben werden dargereicht. Das ist natürlich ein letztes Hineinragen heidnischer Elemente, aber alles zusammen, was so volksseelenhaft erklingt, hat mich von Kind an im Gefühle tragen lassen: was im Volke lebt, ist nicht „sозu-sagen christlich“. Und ich habe ihm das zur Urstärke rechnen müssen seit jeher. Dabei braucht nicht zu überraschen, daß so starke, innerste Christusliebe in sehr vielen einzelnen sich darlebt. Die Art, wie andere Völker sich unter kirchlich-christlicher Führung, unter dem Prälamentum entwickelt haben, blieb den Esten völlig fremd. Nicht nur weil der Eroberer ihm diese Form einst aufdrückte. Die heutigen Bestrebungen zu einer „Volkskirche“ zu kommen, sprechen unterbewußt aus: Wir können nur aus unserm Innersten Christen sein. Die Führer handeln aber genau entgegengesetzt, nämlich nach Prälamentengesichtspunkten und verurteilen ihr eigenes Werk zur Wiederauflösung durch den eigenen unterbewußten Christusimpuls. Der will sich in Offenbarung und Vereinigung mit einer so nahen geistigen Welt darleben.

Nirgends sah ich solche Neugier auf die geistige Welt. Nirgends sah ich so energischen, magischen Willen, um jeden Preis hineinzukommen — bewußten Zauber, verkrampfte Sammlung magischer Erlebnisse im Seelenwesen. Wenn das vom Spiritismus verseucht wird oder ungebrochene Selbstsucht mit ins Eindringen in die Geistwelt genommen wird, so gibt es Kämpfe auf Leben und Tod, wo Teufel und Christus um den Menschen kämpfen oder Fügungen wunderwirkend eingreifen.

An der Tagesordnung ist besonders die Suche nach Heilerkräften. Aus tiefsten Volksimpulsen unter günstigen elementarischen Bedingungen können hier Heilerkräfte gegen das wachsende Verderben erstehen. Es heilen besonders die Sekten unter primitiver Suggestionsausübung. „Die Verantwortung trägt Gott, wir sind seine blinden Werkzeuge.“ Andere Heilungen werden angestrebt durch Fürbitte und reines Gebet, auch Gebetsvereinigung. Dieser magischen Stärke im Ätherleibe entspricht die Fähigkeit des Kranken die Kraft aufzunehmen. Wo das im Guten geschieht, spricht erstmalig wieder das Geisteserbe der Kalewala, die in das Volk versenkten starken Ätherkräfte. Aber versucht wird, indem man die Heilkraft des Religiösen, ohne andere Katharsis als die des Gefühlsmäßigen, mißbraucht — den Christus um sein Recht zu bringen, im wachenden Menschenbewußtsein zu erscheinen. Nur wirkliche Erleuchtung und Geisteskenntnis können helfen.

Wieviel Ansätze dazu sieht man schon. Wie schnell ändert sich die Geistigkeit eines Ortes heute bei uns. Wie Schmetterlingsflügelhauch weht es über estnische Frauen — und Frauen sind in alle die beschriebenen Erlebnisse am innigsten verflochten — wenn man von der Realität des Geistigen mit ihnen spricht, wenn Märchen und Sagenwirklichkeit ersteht. Manche Lebenskrise ist durchgetragen mit Hilfe der geisteswissenschaftlichen Erkenntnis. Wo es Karma fügt, nimmt der Este sie stark in seinen Willen auf — und will damit arbeiten. Meist aber will er nicht arbeiten, nimmt aber ihre Hilfe an im Falle der Not.

Dem Tode gegenüber spielt in der Volksseele ein Doppeltes: Furcht — hellenistische Furcht — vor der Zerstörung, Jugendgefühl der Volkskraft und gewappnete Kraft aus Wissen der Volksseele. Eine alte Frau, eine einfache Gutsarbeitsmutter erzählte in tödlicher Krankheit aus ihrem Leben und schloß: „Meine Kinder draußen sorgten nicht für mich, da kam ich zur Tochter aufs Gut zurück. Hier ist kein Stück Boden auf den Feldern der Herrschaft, das nicht von meinem Fuß betreten wurde. Nun bete ich, daß der Tod komme und mich erlöse von den Schmerzen, und sei es, daß ich zur Hölle müßte — wenn überhaupt eine Hölle ist.“

Alles wird pietätvoll nach Väter Weise geordnet beim Tode auch des geringsten Häuslers — sonst wird der Tote vernachlässigt und das gibt ihm keine Ruhe im Grabe. Der Verstorbene wird oft, je nach dem Willen der Hinterbliebenen, einen Monat, vierzig Tage, ja ein Jahr nach dem Tode in der Kirche feierlich als „verstorben“ erwähnt. Es wird seiner von der Gemeinde stehend gedacht, während der Pastor das Gedächtnisgebet spricht und ein Chorgesang sich anschließt. Nun ist er wirklich aus der Gemeinde ausgeschieden.

Am Kirchhoffest, einem Gottesdienstfest auf den Kirchhöfen, oft am Morgen nach der Johannismacht, sind die Menschen zu Tausenden ganz real zu Gast bei den Toten, wandern schwatzend zu ihren Gräbern, essen und trinken, sind guter Dinge oder versonnen bei den Toten. Ich habe gesehen, wie aufgeschlossen sie waren, als eine Predigt einmal aus der Realität der Toten zu ihnen sprach — der Pastor hatte den Tod eben erfahren. Wie offen sie waren, sie empfanden, daß nur ein Schritt sie trenne von den Toten; und über diesen Schritt hinweg spürten sie die Einigung. Ihre Augen gingen hinaus aus den Höhlen, weit offen schauten sie — schauten sehnsüchtig höheren Reichen entgegen mit der stummen Frage: Lehre uns den Schritt machen. — Ein Gebet beschwichtigte alles.

Möge estnische Volksseele durch das Erleben dessen, der im einzelnen Menschen geistig lebendig wiederkommen will, erwachen zur Erreichung ihrer tiefsten Kräfte. Dann wird „der weiße König des Nordens“ Frieden machen unter den Völkern.

**Herman Wilhelm Weissenborn**

## **Die Toten**

Die Toten sind ganz nah — nur eine Wand,  
die Herzenshärte nie durchbricht,  
trennt uns von ihren festlicheren Zeiten.

Es rührt uns an, wenn wir im Dunkeln stehn,  
es seufzt und klagt an den verlassenen Orten,  
doch nie, wenn Schlaf uns regsamer umfängt,  
beachten wir die herzensnahen Rufer.

Und Bilder, die sie in die Träume zaubern,  
sind uns wie Wellenschaum nur buntes Spiel,  
vergessen bleiben Zeichen, Schicksalsschrift —  
um manche Liebe ärmer leben wir.

Die Toten sind ganz nah — und wer erkannt,  
daß Liebeswort die stärksten Mauern sprengt,  
wird seine Sehnsucht nicht in Gram verdämmern:  
zum Mahle ruft er die so lang Entbehrten!

**Oskar Franz Wienert**

## **Hongkong, Singapur, London**

**Gespräch in Syrakus**

Das Hotel, in welchem ich in Syrakus wohnte, lag am Hafen. Und das war der Grund, weshalb ich während des Abendessens einen Kapitän kennen lernte, einen sehr merkwürdigen englischen Kapitän. Der Dampfer, den er führte, lag bis gegen Mitternacht im Hafen, kam aus Hongkong und Singapur und wollte nach London. Gut drei Stunden haben wir miteinander geplaudert.

Zunächst ein dem Scherze zugeneigter Mensch, ließ er indessen sehr bald ab vom Scherze, indem er, während er die erste Zigarre rauchte nach dem Abendessen, in durchaus ernster Weise auf die Lage einging, in welcher sich Europa gegenwärtig befindet. Er nahm Gelegenheit, über die Ereignisse in Hongkong und Kanton zu sprechen, und um gleichsam auf den Unterschied hinzudeuten, der bestehe zwischen asiatischem und europäischem Nationalismus, setzte er sich an das im Nebenzimmer befindliche Klavier, um die chinesische Nationalhymne sowohl zu spielen, als auch gesänglich vorzutragen.

Nun, der Unterschied war klar. Was nämlich insonderheit betont ist in dieser Hymne, das ist deren Bekenntnis zum Geiste. So singt nicht so sehr das Gefühl, wohl aber ein mehr im Geiste sich ertastendes Erkennen.

Der Kapitän, sich wiederum zu mir setzend, sagte: „Das zum Unterschied. Dieser Unterschied macht uns zu schaffen. Und obgleich die europäische Politik durchaus ungefühlsmäßig ausgeübt wird, so ist doch das Publikum, das in Europa tendiert, andererseits eingelullt in jede nur mögliche Unkenntnis. Es betrachtet nicht, wie es sich außerhalb seiner Wirkungen ausnimmt. Diese Wirkungen sind verheerend, und wenn ein Nichteuropäer danach fragt, wo etwa in Europa der Mensch sei im Sinne eines menschenmöglichen Ideales, so kann er lediglich wahrnehmen, daß der europäische Mensch einer Grabschaufel gleichkommt, die zwar alle Menschen und

Produkte dieser Erde um und um schaufelt, um Gold zu finden, aber selber ist er kein Gold. Und das müßte er sein, der Europäer: Gold! Gold!“

Ich setzte dagegen, daß ein je und je offiziell angemessenes Europa nicht das Europa sei seiner Bedeutung nach. Das andere, das wahre Europa sei eines, das in der Katakombe lebe.

Der Kapitän stand auf: „Wenn dem so ist, so kommen Sie heraus aus der Katakombe! In Kanton, dahin ich mich von Hongkong aus begeben hatte — Sun Yat Sen war noch am Leben — habe ich den Himmel angefleht um dieses andere Europa! Sollte es aber enthalten sein in der Erde, so lassen Sie mich wider diese Erde rütteln und pochen, und ich flehe: Heraus, wer darin ist! — Nun, was meinen Sie?“

„Ich meine, daß einige dieser Menschen des anderen Europa die Katakombe verlassen haben.“

„Dann lassen Sie mich diesen Menschen die Hand drücken! Aber ich empfehle Ihnen, seien Sie Feuer! Feuer im Atem und in der Herzkraft! Und wie ich zuvor angedeutet habe: Gold! Gold!“

Ins Gespräch gemischt waren die Geräusche von den Hebekrahnen des Dampfers und gelegentlich die Rufe der Matrosen und Arbeiter am nahen Bollwerk.

Feuer?

Das ist wahr!

Ich bin auch für das Feuer!

Während ich mich vom Kapitän verabschiedete, was an Bord geschah, dahin ich ihn begleitet hatte, sagte er nochmals: „Wer ein Streiter ist und die Sonne zum Schild hat auf seiner Brust, der wird ein Bekenner sein, und was die Menschen innerhalb und zumal außerhalb Europas suchen, kann gefunden werden für alle Menschen!“

Die Taue, losgeworfen von den Pfählen am Ufer, klatschten ins Wasser, in welchem gleichzeitig gespiegelt wurden Topplicht und grüne Backbordlaterne. Danach, schallend im Gebiet des Hafens und schallend darüber hinaus ins Gebiet einer weiten, vulkanisch unterlagerten Küste, die Sirene des Dampfers.

Hongkong, Singapur, London.

Es war, als habe man mir den Aufriß eingelegt einer Wunde, welche die Erde trägt, gleichsam als eine Wunde des Amfortas.

Ich begab mich ins Hotel zurück, setzte mich ans geöffnete Fenster und, während ich mich erinnerte, daß drüben, am anderen Ufer des Hafens, ein Tempel des Zeus, des Donnerers, gestanden habe, diesseits aber eine Tempelstätte der Artemis, schrieb ich einen, Sun Yat Sen im Geiste zugeordneten Brief in dem Sinne jener Menschen, die nach und nach in Europa den Katakomben entsteigen werden.

Es sind die Lebenden!

# Zeitereignis — Zeiterkenntnis

## Englands Dienst und Faust im nahen Osten

Unter diesem Titel veröffentlicht die Frankfurter Zeitung einen beachtenswerten Artikel über die britische Orientpolitik seit dem Kriege. Unmittelbar nach dem Krieg schien der Plan eines Middle Eastern Empire, das der afrikanischen Süd-Nord-Linie Kap—Kairo die asiatische West-Ost-Linie Kairo—Singapur hinzufügen sollte (als einen britischen Landgürtel von Ägypten über den Iledschas, Palästina, Mesopotamien und Persien bis Indien und Hinterindien) ziemlich aussichtsreich. Einige Jahre später (um 1922) war diese Linie mehrfach durchbrochen und gefährdet. Die Ursachen dieser Veränderung erkennt der Korrespondent der Frankfurter Zeitung klar und einleuchtend: „Die Ideen, die der Einfluß des britischen Imperialismus in diese Länder gebracht hat, haben sich zu verwirklichen begonnen.“ Im 19. Jahrhundert hat die britische Herrschaft eine Kulturmission im Orient erfüllt. „Sie hatte zu den Völkern des Orientes die Ideen der Demokratie, der wissenschaftlichen Welt-erfassung, der Aufklärung gebracht und damit einen neuen Sinn für Würde und Freiheit des menschlichen Individuums. Großbritannien war der Lehrmeister des Orientes geworden. Es hatte auf diese Weise geholfen, die Gegensätze zwischen dem Orient und dem Okzident zu überwinden und die Entstehung einer einheitlichen Menschheit, einer Weltdemokratie, Weltwirtschaft und Weltgesinnung angebahnt. Aus dieser Verbindung wirtschaftlich-politischer Unterweisung und des Dienstes an einem großen befreienden Ideal zog der britische Imperialismus seine innere Berechtigung und seine große Wirksamkeit. Dies schuf seine Überlegenheit während des Weltkriegs.“ Aber gerade der Krieg und die anschließenden politischen und wirtschaftspolitischen Aktionen zeigten diesem „neuen Sinn für Würde und Freiheit des menschlichen Individuums“, wie wenig die Europäer ihren eigenen Ideen folgten, und so wenden sich die verschiedenen

Reformbewegungen in den asiatischen Ländern gegen den britischen Imperialismus. Das Resultat zeigte sich in der kritischen Lage um das Jahr 1922.

Aber die britische Politik verfolgt ihre Wege mit Zähigkeit. Heute erscheint Englands Stellung im vorderen und mittleren Orient wieder gefestigt und das Middle Eastern Empire scheint sich zu verwirklichen. Der Weg dazu: Die Förderung der Reaktion (Diktatur in Ägypten, erzwungene Verträge mit Transjordanien und dem Irak, Aufstände gegen Riza Khan in Persien, gegen Aman Ullah in Afghanistan, Neubelebung des hindu-mohammedanischen Gegensatzes in Indien). Der „britische Imperialismus ist nicht mehr Träger einer großen Humanitätsidee, er hat den orientalischen Völkern nicht mehr neue Lösungen zu bringen, er hat sich zum Gegner dieser von ihm verkündeten Lösungen im Orient entwickelt. England könnte dem Orient noch von großem Dienste sein, wenn es auf dem Wege, auf den es manchmal gegen seinen Willen den Orient gewiesen hat und ihm Lehrmeister war, nun ihm Rater und Förderer würde, wenn es dem Orient in dem schwierigen Prozeß der Umgestaltung seiner sozialen und kulturellen Formen an die Hand ginge. Dies erforderte aber eine Einsicht, die die europäischen Staatsmänner nach dem Weltkrieg, der die beste Substanz der europäischen politischen Ration erschöpft zu haben scheint, anscheinend nicht mehr aufbringen. Und doch wird es davon abhängen, wie sich nun bevorstehende Auseinandersetzungen zwischen Ost und West entwickeln werden. Denn der jeder geistigen Mission bare Imperialismus und die von ihm geförderte Reaktion sind nicht stark genug, um der steigenden Welle neuen Lebens, das nach Gestaltung und Formung ringt, für längere Zeit einen Damm setzen zu können.“ Diese Schlußworte des Artikels charakterisieren treffend das geistige Verhältnis Englands, ja im Grunde genommen

der ganzen europäischen Kultur. Sie lassen freilich ihre Konsequenzen unerörtert: Wie sollen die europäischen Staatsmänner die Einsichten aufbringen, die Europa zum Rater und Förderer des Orients machen würden? Europa kann den unbewußt, oft gegen seine Absichten ausgeübten Lehrberuf, der „den neuen Sinn für Würde und Freiheit des menschlichen Individuums“ entwickelte, nur als bewußter und selbstloser Rater fortführen. Auf Grund neu zu erringender Einsichten in Völkerseelen und Völkerschicksale.

1922, gerade in der Zeit, in der — wie der Bericht der Frankfurter Zeitung zeigt — die Krisis der britischen Orientpolitik kulminierte, hielt Rudolf Steiner seine großen Vorträge zum West-Ost-Problem auf dem zweiten internationalen Kongreß

### England im fernen Osten

Die chinesische Revolution wandte sich gegen jede „Willkürherrschaft“, unter der das chinesische Volk zu verelenden und zugrunde zu gehen drohte. „Willkürherrschaft“ waren vor allem die sogenannten „ungleichen Verträge“, die — ein Erfolg des englischen Imperialismus — dem „Viermächtesyndikat“ die Kontrolle über die chinesischen Zolleinnahmen, die Exterritorialität der Fremden und andere Vorrechte gaben. Der Boxeraufstand war der letzte verzweifelte Versuch gewesen, dem westlichen Imperialismus den Eintritt zu verwehren. Er scheiterte an der überlegenen Technik und Kriegführung der Westmächte.

Mit Sowjetrußland im Hintergrunde als Organisator, Ratgeber, Helfer vermochte die chinesische Revolution sich zu behaupten. Auch gegen die imperialistischen Mächte. Es war nur zu natürlich, daß eine mächtige antienglische Bewegung sich entwickelte, besonders im Süden, wo einst der Opiumkrieg spielte. 1926/27 in dem erfolgreichen antienglischen Boykott — ein Monumentaldenkmal am oberen Jangtse soll für alle Zeiten an diesen Kampf erinnern —, durch die Überfälle auf englische Konsulate, als ein englisches Expeditionskorps nach Schanghai gesandt werden

der anthroposophischen Bewegung. Sie enthalten Einsichten in die Aufgaben Europas, die sehr wohl befähigen könnten, dem Osten bei der Umgestaltung seiner sozialen und kulturellen Formen an die Hand zu gehen und „die die europäischen Staatsmänner nach dem Weltkriege anscheinend nicht mehr aufbringen“.

England hat seine politische Stellung im Osten wieder gefestigt. Nicht auf Grund von Einsicht, sondern durch Förderung der Reaktion. Man kann schon skeptisch werden, wenn man an die Einsicht der europäischen Staatsmänner denkt, „von der es abhängen wird, wie sich die nun bevorstehende Auseinandersetzung zwischen Ost und West entwickeln wird“.

A. Ammerschläger

mußte, schien Englands Macht im Osten ernsthaft bedroht. Europäische Zeitungen prophezeiten den Zusammenbruch des englischen Kolonialreiches.

Zugleich aber drohte das revolutionäre China gänzlich dem Bolschewismus zu verfallen. Als Schiang Kai Shek, der Schüler und Nachfolger Sun Yat Sens, den kommunistischen Aufstand in Süchina 1927 niederschlug mit Feuer und Schwert — die Kommunisten und Aufrührer wurden hundertweis hingerichtet — war diese Gefahr gebannt und das neue China auch gegenüber Sowjetrußland selbständig.

Die nächste Phase war die Wiederannäherung an die Wirtschaftsmächte des Westens.

Sun Yat Sen hatte immer auf die Hilfe der Westmächte gehofft. Deren Zivilisation und Technik schienen ihm geeignet, China neu zu organisieren. Selbstlos geistige Hilfe erwartete er von den „christlichen Mächten“.

Nachdem 1928 eine neue Zentralregierung gebildet war und vorerst Frieden herrschte, kam notwendigerweise die Annäherung an die Kapitalmächte Amerika und England. Denn um den Handel zu organisieren, ein Verkehrswesen aufzubauen, Industrien zu schaffen, braucht China große Kapitalien, die nur der Westen geben kann.

Jetzt kommt die Nachricht, daß Sir Frederik White, ein ehemaliges Mitglied des indischen Zivildienstes, zum Ratgeber der neuen chinesischen Regierung ernannt worden ist.

Zur gleichen Zeit machte Schiang Kai Shek dem Parteikongreß der Koumintang den Vorschlag, ihn zum Militärdiktator zu ernennen.

Der Orientberichterstatter der Vossischen Zeitung, W. V. Weisl, gibt anlässlich der Berufung Sir Frederik Whites ein Gespräch wieder, das er mit dem indischen Industriekapitän Sir Victor Sasson, „einem der klügsten und reichsten Engländer Asiens“, hatte.

Er berichtet: Sir Victor Sasson war eben aus China zurückgekehrt und sprach über seine Eindrücke von der neuen Republik. „Sehr nette Leute, wirklich sehr nett. Aber von Geschäften verstehen sie nichts. Geld haben sie keins, gar keins, und da kommen sie zu uns Engländern und wollen pumpen. Natürlich — jetzt, wo sie alle Verträge gekündigt haben, die Europäern Kontrollrechte gaben, können wir kein Zutrauen zu ihnen haben und können ihnen kein Geld geben. Und das habe ich ihnen in klaren Worten gesagt: Zuerst Kontrolle und dann neue Anleihen.“

„Und was haben die Chinesen geantwortet?“ fragte ich.

„Sie sagten, daß Europa doch die Verpflichtung habe, den Chinesen zu Hilfe zu kommen, sie vor dem Hunger zu retten — die chinesische Kultur zu wahren und zu erhalten, und solche Dinge mehr. Da habe ich ihnen geantwortet, daß Europa von der chinesischen Kultur nichts kennt außer Porzellan und Seide, und das würden wir

gerne kaufen und bezahlen. Aber in Europa gäbe es andere Kulturländer, die für unsere Welt tausendmal wichtiger seien als ganz China — Österreich z. B. —, und als diese Länder Geld brauchten, da mußten sie uns auch die Möglichkeit geben, ihre Ausgaben zu kontrollieren, und Europa ernannte sogar einen Oberkommissar für dieses Österreich.“

Dieses Gespräch kann aufs tiefste erschüttern, denn es zeigt, wie ein Abgrund klapft zwischen dem sozialen Wollen des Ostens und dem Wirtschaftsegoismus des Westens, dessen Ziel die Weltherrschaft ist. Schon als vor einiger Zeit Vertreter der neuen chinesischen Regierung in London waren, zeigten Gespräche und Reden dieses Nichtverstehenkönnen. Man sieht die weltgeschichtliche Notwendigkeit des englischen Denkens und des chinesischen Wollens, man sieht aber auch, wie Katastrophen in der Zukunft die Folge dieses Mißverstehens sein müssen, wenn nicht die Ideenbrücke gefunden wird, die Westen und Osten zusammenführen kann. Man kann in den Worten dieses Engländers das Drama der nächsten Jahrhunderte vorempfinden, das sich zwischen dem Weltherrschaftswillen des Westens und dem sozialen Wollen des Ostens abspielen wird. Aber dieses Drama braucht nicht tragisch zu enden, seit Rudolf Steiner jene Ideen aus dem Geiste heraus begründete, die dem chaotischen Wollen des Ostens soziale Gestalt zu geben vermögen, die den Machtwillen des Westens die praktische Möglichkeit einer selbstlosen sozialen Ordnung lehren können.

Dies ist möglich, weil das Bild des Menschen, in dem Westen und Osten sich finden, unter uns in erneuerter Gestalt leben kann!

H. W. Weissenborn

## Katholische Aktion

In der außenpolitischen Rundschau der Vossischen Zeitung schreibt H. Zehrer anlässlich der Lösung der römischen Frage unter anderem: Es ist also eine neue geistige Initiative (Sperrung von H. Zehrer), die sich mit der Lösung der römischen Frage im Katholizismus selbst anbahnt... Es ist müßig, darüber nachzudenken, welche politischen Folgen dieser

Vorgang haben wird... Es handelt sich vorläufig nicht um die politische Macht, es geht um den Geist und um die Zukunft! Es steht mehr auf dem Spiel als Mandate... Der politische Katholizismus ist auf einem scheinbaren Rückzug begriffen. Die katholische Aktion aber ist im Marschieren. Wo ist der Weg? Vor

vier Tagen (Mitte Februar) formulierte ihm der Berliner Nuntius P a c e l l i in der großen katholischen Feier in der Philharmonie folgendermaßen: „Viele Kräfte ringen heute um die Jugend. Viele Banner flattern vor ihren Augen auf und werben um Gefolgschaft. Viele falsche Propheten predigen ein neues Evangelium. In diesem Wirrwarr der Meinungen steht die Kirche, die Pädagogin der Menschheit, die Siegel-

bewahrerin der Erziehungsweisheit Christi, im Bewußtsein ihrer Mission gehemmt, aber nie entmutigt, und geht unbeirrbar den Weg, den Gott ihr weist. Unter der Führung des elften Pius wird sie um die Seelen der Jugend mit der ganzen Hingabe kämpfen, die die Größe ihrer Aufgabe und der Ernst der Lage von ihr fordern!“

H. W. W.

## Die Leningrader Akademie der Wissenschaften

Spalten- und seitenlang bespricht die Sowjetpresse in letzter Zeit eine Krisis im Leben der berühmten Leningrader Akademie. Die Sowjetmacht hat dieses führende Institut der russischen Wissenschaft vom zaristischen Staate überkommen. Der alte Stamm der Professoren blieb der Akademie im großen und ganzen erhalten. Die Gelehrten stellten, obgleich sie dem Bolschewismus fernstanden, ihre Kräfte dem Aufbau des Staatslebens zur Verfügung. Vor wenigen Jahren fand dann das 200jährige Jubiläum der Akademie der Wissenschaften statt, zu dem Gelehrte aus ganz Europa geladen waren und das mit denkbar großem Glanze von Staats wegen in Leningrad und Moskau gefeiert wurde. Es galt, den ausländischen Gelehrten zu zeigen, daß die Sowjetunion die Wissenschaft schätze, pflege und großzügig unterstütze und daß sie auch solche Gelehrte im Rahmen ihres Faches anerkenne, die dem Bolschewismus innerlich fernständen. Die Akademie hat vom Staate Mittel für ihre Arbeit in einer Höhe zur Verfügung gestellt bekommen, wie es früher nie der Fall war. Sie leistet auch Ansehnliches. In den letzten Jahren sind namentlich Expeditionen naturwissenschaftlichen Charakters ausgerüstet und entsandt worden, die Sibirien und Nordrußland in klimatischer, botanischer, zoologischer, ethnologischer, wirtschaftlicher Beziehung durchforschten.

Es meldete sich aber auch Kritik an der Arbeit der Akademie. Die Mitglieder selbst stellten eine Krisis der Arbeit fest. Die ältesten Professoren und damit die alte wissenschaftliche Tradition zeigte ein zu

großes Übergewicht über die jüngere Gelehrten generation. Es fehlte an gutem Nachwuchs. Die Akademie verfügt über ein ihr von der Sowjetregierung verliehenes recht demokratisches Statut, das ihr aus dem eigenen Urteil die freie Zuwahl von Mitgliedern ermöglicht. Eine solche Zuwahl sollte nun stattfinden, und auf Anregung der Sowjetregierung stellten sämtliche wissenschaftlichen Sowjetorganisationen ihre Kandidaten auf. Die öffentliche Meinung der „Sowjetgesellschaft“ hatte gesprochen. An der Akademie war es nun, die ihr namhaft gemachten Kandidaten zu wählen oder abzulehnen. Sie wählte, und zwar wählte sie auch einige kommunistische Professoren. Drei ausgesprochene Marxisten jedoch, Mitglieder der kommunistischen Partei, fielen im letzten Wahlgang durch. Ein Sturm der Entrüstung in der Sowjetöffentlichkeit folgte. Die Akademie habe ihr Statut für eine antibolschewistische politische Demonstration mißbraucht! Jetzt habe man den Beweis der Rückschrittlichkeit und Stagnation des Lebens der Akademie in der Hand! Die alten Kräfte, die immer noch im „Idealismus“ und in Demokratie oder gar Zarismus wurzelten, sollten verschwinden. Jetzt sei es Zeit, sie durch frische, vorwärtsstrebende, materialistisch gesinnte Kräfte zu ersetzen! Der Volkskommissar Lunatscharski schrieb in den „Iswestija“ einen geharnischten Artikel, der voller Drohungen und Konsequenzen ist. Wir waren geduldig, heißt es da. Wir waren mit Lenin der Ansicht: „Der Gelehrte kommt zu uns in dem Maße, als er den Typus des ehrlich und stark denkenden Menschen darstellt, der letzten Endes nicht

anders kann, als die wackeligen und verkrüppelten Halbwahrheiten zu vertauschen gegen die festen Wahrheiten der neuen Weltanschauung.“ „Für unsere Zeit ist eine Wissenschaft ohne Marxismus . . . — ganz einfach eine Halbwissenschaft.“ Die Akademie sei jetzt einem Examen unterworfen worden, ob sie vorwärts oder rückwärts wolle. Unter ganz bestimmten Bedingungen habe man sie im Rahmen der Union arbeiten lassen. Ihre Ablehnung der kommunistischen Kandidaten sei ein leichtsinniges „Spiel mit dem Feuer“. Die Sowjetregierung werde die Konsequenzen aus ihrem Verhalten zu ziehen wissen (Iswestija 29, 1929). In den Spalten derselben Zeitungsnummern kommen auch die Akademiker selbst zu Wort. Sie müssen sich auf Anforderung hin vor der Sowjetöffentlichkeit geradezu rechtfertigen, weshalb die Wahl der kommunistischen Professoren negativ ausgefallen sei. Die meisten äußern sich

zurückhaltend und vorsichtig: Das Ergebnis der Wahl sei mehr Zufall als Absicht gewesen. Was sollen sie auch tun; die Pistole ist ihnen auf die Brust gesetzt. Unter diesen Umständen hat das Präsidium der Akademie beschlossen, einen neuen Wahlgang zu veranstalten: Es soll den Wünschen des Sowjetregimes nun doch Rechnung getragen werden.

In die Einzelheiten des Lebens der Lenin-grad-er Akademie ist es schwer zu schauen. Sie mag sehr wohl reformbedürftig sein und neues Leben fordern. Der berichtete Sachverhalt zeigt nun aber zu deutlich, daß der Akademie der marxistische Materialismus mit politischen Machtmitteln aufgezwungen werden soll. Mit bewundernswert großzügiger Konsequenz, die aller Freiheit des Geisteslebens spottet, schreitet der Materialismus der „kulturellen Revolution“ seinen Weg voran.

C. V.

## Die Erde regt sich

Vor Jahren tauchte in amerikanischen Zeitschriften das phantastische Projekt auf, an der ostamerikanischen Küste bei Florida einen Riesendamm zu bauen. Ungeheuer weit in das Meer vorgeschoben, sollte er den Golfstrom künstlich ablenken, um die amerikanische Küste seiner klimatischen Segnungen teilhaftig werden zu lassen. Die Milliarden, die gewiß willig einem zunächst nur illusionär wirkenden Plan zugeflossen wären in dem Augenblick, wo technische Köpfe ihn ernst genommen hätten, können nun gespart werden. Die Natur selbst hat ihn aufgegriffen. Während Europa von einer seit hundert Jahren nicht mehr erlebten Winterkälte heimgesucht wurde, herrschte bei den Eskimos in Grönland Tauwetter, so daß sie nicht in gewohnter Weise auf Schlitten ihre Fischplätze erreichen konnten und völlig aus ihren wirtschaftlichen Zusammenhängen gerissen wurden. Die Vögel Grönlands tauchten an den deutschen Küsten auf, und Europa froh. Man steht vor der Tatsache, daß sich ein Teil des Golfstroms abgespalten hat, daß klimatische Veränderungen auf dem

Erdball vor sich gehen, deren Folgen heute noch nicht zu übersehen sind. Der technische Erfindungssinn wird sich neuen Projekten zuwenden, aber solche Tatsachen tiefgreifender Umwälzungen sollten von den Menschen wach erkannt werden. In Cambridge haben Astronomen errechnet, daß die Schnelligkeit der Erdumdrehung in einem leisen Abnehmen begriffen ist, daß das Erdenjahr um eine Drittelsekunde länger geworden ist. Die Ursache wird in einer Annäherung des Mondes an die Erde und eine damit verbundene hemmende Wirkung von Ebbe und Flut gesucht. Vorsichtige haben zur Sicherheit gleich errechnet, daß erst in 8 000 000 000 Jahren mit einem Stillstand der Erde gerechnet werden braucht, um philiströse Gemüter vor einem frühzeitigen Alldruck zu bewahren. Dabei wird von der irrigen Voraussetzung ausgegangen, als vollzöge sich eine solche Entwicklung in gleichmäßig ansteigender Kurve, während doch in der Welt der Lebenserscheinungen mit ganz anderen Entwicklungen gerechnet werden muß. So langsam auch die Annäherung des

Mondes an die Erde beginnt, es muß schon eine stark zunehmende Beschleunigung dieser Annäherung in Betracht gezogen werden, die in gar nicht so ferner Zeit zu einer Vereinigung von Mond und Erde führen könnte. Man kann empfinden, daß solche Veränderungen der Erde selbst und ihrer Stellung im Weltganzen nicht völlig getrennt vom inneren Wesen des Menschen

verlaufen, daß vielmehr jeder neue Erdenzustand eine entsprechende Geistesverfassung des Menschen verlangt. Vermag sich die Menschheit ein Bewußtsein von den gegenwärtigen und zukünftigen Erdenereignissen zu erringen, so wird sie auch eher imstande sein, eine Kultur zu gestalten, die der augenblicklichen Weltensituation angemessen ist. P.

### Dichterbesuch im Fabriksaal

Vor etwa sieben Jahren arbeitete ich in einer Nähmaschinenfabrik. Wie üblich holte jeden Tag ein Saaldiener für die Belegschaft das Morgenfrühstück. Ich ließ mir auch Wurst kommen, wie die meisten. War aber nicht wenig erstaunt, später überrascht, über das sonderbare Einwickelpapier, in welchem jeder seine Wurst bekam. Es war dies offenbar als Makulatur zu dem Metzger gekommen. Und es standen darauf vier Gedichte, von denen ich erst später erfuhr, daß sie von Albert Steffen seien, von dem ich bis dahin noch nichts wußte. „Mitten in der Nacht wurde Brot und Frucht in mein Bett gesandt“, „Elisabeth“, „In die schwarze, schlummerlose Nacht der Schwermut schwebt die Rose“, „Wenn wir sagen: Ewiglich“. Dies waren die vier

Gedichte, die so merkwürdig zu mir sprachen. Ich forderte die Kollegen auf, es doch zu lesen, aber es war kein Verständnis da. Bald war der Werkstattboden besät mit diesen Blättern. Ich versuchte noch einige davon zu erhaschen. In der Mittagspause ging ich zu dem Metzger und schaute, ob er noch mehr habe. Er hatte noch einen ganzen Stoß. Ich erbat mir diesen gegen einen Pack alter Zeitungen. Im Lauf der Zeit habe ich diese Blätter mit immer denselben vier Gedichten auch ausgeteilt. Das war ein Gruß in die Nacht der Technik, der einen aufschauen machte. Solchen wünschte ich vielen, die in dem heutigen Wirtschaftsleben stecken und nicht das Ziel haben, das wir kennen. L. F.

## Neue Bücher

### Kalender Ostern 1929 – Ostern 1930

Zum Osterfest erschien ein von der mathematisch-astronomischen Sektion am Goetheanum Dornach herausgegebener Kalender, der als werbender Versuch für die Schaffung eines neuzeitlichen Bauernkalenderstils auf das lebhafteste zu begrüßen ist. In ihm sind die Wechsel der Mondphasen, der Gang der Sonne und die Bewegungen der Planeten im Tierkreis, wichtige Konstellationen und Finsternisse durch die Monate hindurch angezeigt, so daß jedermann sich leicht in den so erschlossenen und gleichsam nähergerückten Himmelsräumen und ihren Sternenvorgängen zurechtfinden kann. Bedeutsame Ereignisse der Kulturgeschichte und Daten hervorragender Persönlichkeiten regen, in besonderer Rubrik allmonatlich vermerkt, den Leser zu einem fruchtbaren Gedankengang in die Erdenzeiten an. Gegen Ende des — übrigens 2 Reichsmark kostenden — Schriftchens lassen Naturbetrachtungen und kleine Erzählungen eine recht erbauliche, ja humorvolle Fortsetzung in den kommenden Jahrgängen des Kalenders erhoffen. „Wenn der Mond über die stillen Äcker scheint, wenn Venus als Abendstern glänzt oder Saturn sein fahlrotes Licht erstrahlen läßt, dann deuten sie auf Wirkungen hin, die zwischen Himmel und Erde herrschen und die in ihren Einzelheiten von den Menschen wieder erkannt und erlebt werden müssen.“ Mit diesen Worten aus der Einleitung der Herausgeberin, Dr. E. Vreede, dürfte der wesentliche Aspekt des Kalenders für die heutige Zeit bezeichnet sein. J. v. G.

## „Die geduckte Kraft.“ Roman von Otto Wirz. Verlag J. Engelhorn's Nachf. Stuttgart.

Ein Amerikaner verliert auf merkwürdige Weise seinen gewöhnlichen Seelenzustand. Unterbewußte Kräfte, „die geduckten“, gewinnen Macht über ihn, verdrängen sein eigentliches Selbst und machen ihn zum Gespenst. Er findet zwei Genossen, und sie bilden eine magisch-gespenstige Trinität, die in einer Stadt grauenhaft-groteskes Unheil anrichtet. Das alles in einer Sprache, die eigenwillig und farbig-plastisch ist. Die Brennpunkte der Geschehnisse haben in ihrer gespenstigen Furchtbarkeit Größe, die jedoch, weil sie nicht erlöst, einen lähmenden Bann hervorruft. Dabei spürt man auf jeder Seite die große dichterische Kraft.

Seine beginnende Umwandlung schildert der Amerikaner so: „... wenn ich sie walten lasse (die geduckte Kraft), wenn mich der allgemeine Strom entführt, so daß mein Ruf in seinem Rauschen erlöschen muß, jene mich also nicht mehr hören kann und ich für sie so gut wie nicht mehr da bin. Das ist sicher furchtbar interessant. Furchtbar am Anfang für das kleine verlassene Schwimmsel, das ich dann noch sein werde. Später nach meinem Übergang ins Ganze dann vielleicht nur noch interessant. Das Ich geht nämlich zugrunde bei dieser massigen Objektivierung, müssen Sie wissen. Selbstverständlich! Es kann nicht anders sein. Bitte, beschlagnahmen Sie mich.“

Die Menschheit kommt heute an die Schwelle einer realen geistigen Welt heran. Es ist kein Zweifel mehr möglich. Otto Wirz zeigt den Weg zum Gespenst; der führt zur Ich-Aufgabe und endet, weil er Furcht erzeugt, in Philistrosität.

Hier, wo es um das zu innerst Menschliche geht — um die Freiheit — gilt es sich zu entscheiden. Aber auch der Dichter muß sich heute entscheiden, wenn er wahrhaft dem „Worte“ dienen will. Seine Phantasie muß in Freiheit zur moralischen werden.

Herman Wilhelm Weissenborn

## Aus der Geistes-Verwandtschaft Goethes

grüßen uns die Briefe einer Frau, die fernab der europäischen Mitte in Preßburg 1804 bis 1885 lebte: „Aus Briefen und Blättern“ von *Therese Schröer* legt uns der *Orient-Occident-Verlag* ein hübsches Bändchen vor, von C. S. Picht eingeleitet und liebevoll redigiert. Nicht äußere, aber ganz wesenhaft innere Beziehungen weben Frau Therese in den geistigen Lebenskreis Goethes ein. Sie soll ihm, dem Großen, der Seelenart nach selbst bis in die leibliche Erscheinung geähnelt haben. Als Hausfrau, Mutter eines geistig schöpferischen Hauses, lebte sie unter gewaltigen Mühen und Leiden, aber mit unbesieglcher Tapferkeit die Goethesche, griechisch-deutsche Seelenhaftigkeit dar. Der Goethesche Geistesimpuls in einem Hausfrauen- und Mutterdasein wahrhaft wirkend — das ist heute schon einer dankbaren Betrachtung wert, wo das Ringen nach der bodenständigen, allseitig gesunden Schicksalsformung in den kleineren Kreisen des Lebens ständig drängender und notwendiger wird. Frau Therese Schröers Lebensführung, wie sie aus ihren herrlichen Briefen hervorleuchtet, berichtet die Halbheiten, unter denen wir, eben erst Goethes Sonnenwesen uns allmählich erschließend, noch leiden. Sie war die Gattin eines schätzenswerten Schriftstellers und Pädagogen und die Mutter Karl Julius Schröers, des tief verstehenden Goetheforschers, des bedeutendsten Lehrers Rudolf Steiners.

Wilhelm Dörfler

## Verwandlungen einer Jugend. Von Hans Carossa. Im Insel-Verlag Leipzig.

Der Dichter, der nicht ein bloßer Naturalist, ein Abschreiber der Wirklichkeit sein will, sucht die Daseinshintergründe, die Gesetzlichkeiten der Lebens- und Schicksals-

verläufe zu gestalten. Epik ist Erinnerung. Sie verbindet mit den Mächten, die in das Leben durch die Geburt hereinführen. Dramatik zeigt den Lebenskonflikt im handelnden Menschen: Vergangenes Schicksal, zukünftiger Ausgleich werden deutlich. Der Mensch erscheint als ein durch wiederholte Erdenleben sich entwickelndes Wesen.

Hans Carossa geht als Epiker den Weg der Erinnerung. Doch dringt er nicht bis zu den Geistwirklichkeiten vor. Er beschränkt sich darauf, in intimer Vertiefung die seelischen Wachstumsgesetze des heranwachsenden jungen Menschen zu erspüren, die er nicht ausspricht — solches ist Aufgabe des Denkers, des Wissenschaftlers — sondern die er gestaltet. In einer wunderbar einschmiegsamen Sprache, die wie herausgeboren und erfüllt mit seelischer Substanz erscheint, schließt er die Lebensgeheimnisse der Jugend auf. Diese sind, da dieses Alter noch im Niedersteigen zum vollen Erdensein begriffen ist hineinverwoben in die jeweilig umgebende Landschaft. Flüsse, Berge, die Luftatmosphäre, Bäume, Blumen bauen mit am menschlichen Werden. Mit seelisch zart ertastender Wahrnehmung bringt Carossa dies zur Offenbarung, indem er es im Darstellen selbst farbig und tönend in gesetzlicher Zusammenfügung sich abspielen läßt. Er taucht so ein in die Sphäre des Engels, der das kindliche Leben geleitet. Das gibt seiner Sprache ihre herbe Süße und gehaltene Kraft, dem Ganzen die selten gewachsene Geschlossenheit. Eine Stelle sei hier wiedergegeben, die das seelische Erwachen der Geschlechtsreife als Roterleben zeigt:

„Den Hut in der Hand blieb ich stehen und wandte mich der wespenfarbenen Erscheinung nach. Dabei fiel mein Blick zwischen den Bäumen des Parks in einen fernen Garten hinein, dessen Mitte aus einem riesigen Rondell rotblühender Blumen bestand. Es mögen Pfingstrosen gewesen sein. Da der Garten dicht am Schulwege lag, so mußte ich schon in den Tagen vorher daran vorbeigegangen sein und hatte gewiß das Beet auch gesehen, aber wohl nur mit dem äußeren Auge. Die Seele hatte da wahrscheinlich noch kein Rot gebraucht. Jetzt aber drang es wie ein innerlichst Erwartetes herein und leuchtete. Daß es nicht gerade ganz mein Rot war, zu dunkel, zu nahe dem Blau, dies zu entdecken blieb für später vorbehalten, in jenem Augenblick aber ersetzte es den lichtesten Rubin. Es war wie ein außerhalb des Lebens brennendes Feuer, in dem das Ungemäße sich verzehrte, und nun durfte alles, alles neu beginnen. Regen strömte, mir fiel ein, daß ich als Kind einmal, beim Beschauen roter Blumen, gefürchtet hatte, es könnte die schöne Farbe im Regen ausgehen und nur ein trübes Blau zurückbleiben, und wieder, wie damals, freute ich mich der beharrenden Leuchtkraft, welche mir nun vom Dasein wahrhaft verwandter weiblicher Figur zu zeugen schien . . .“

Man möchte sich wünschen, daß einmal der erwachte Erkenntnisblick des Dichters in jene Bereiche dränge, die er jetzt mit tastender Seele so wunderbar zu gestalten weiß.

Eine Schilderung eines Jugendwordens aus solchem Aspekt ist — erstmalig und einzig — Albert Steffens „Lebensgeschichte eines jungen Menschen“. Da wird die Welt sichtbar, wie aus dem Ich heraus der Geist sich gestaltet. Und so führt ein solches Leben mit innerer Notwendigkeit, nicht aus Willkür, dahin, wo heute der lebendige Geist sich verkündet: zu Rudolf Steiner.

Herman Wilhelm Weissenborn

Das Zitat auf der ersten Seite ist Vorträgen entnommen, die Rudolf Steiner im November 1921 über die Probleme des europäischen Nordens in Norwegen gehalten hat (veröffentlicht in der Internationalen Wochenschrift „Das Goetheanum“, Dornach (Schweiz) 1928, 7. Jahrgang, Nr. 31—41 s. S. 266).

---

Nachdruck ohne Quellenangabe verboten / Orient-Occident-Verlag G.m.b.H. Stuttgart—Den Haag—London  
Geschäftsstelle Stuttgart, Haus des Deutschtums / Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart



Oswald Dübach

Kalewala



EESTI RAHVA MUUSEUM  
\* 1055 \*  
Etnogr. käsikogu.

NEUERSCHEINUNG

Schriftenreihe der Natura

III.

## Das Silber und der Mond

Experimentelle Studien aus dem  
Biologischen Institut am Goetheanum  
von L. KOLISKO

Mit 2 mehrfarbigen und 150 einfarbigen Tafeln  
und 20 Abbildungen im Text

Mappe in Halbleinen RM. 20.—

ORIENT- OCCIDENT-VERLAG  
Stuttgart / Den Haag / London

Beginn des LLL. Jahrgangs

## Zur Pädagogik Rudolf Steiners

Zweimonatschrift

herausgegeben von der Gesellschaft für die Pädagogik Rudolf Steiners  
in Deutschland / Schriftleitung: Dr. C. von Heydebrand

Aus dem Inhalt des ersten Heftes:

Die pädagogische Grundlage der Waldorfschule  
von Dr. Rudolf Steiner / Die moralische Wirkung der Pädagogik  
Rudolf Steiners von Dr. M. Blass / Aus dem kunstgeschichtl.  
Unterricht des IX. Schuljahrs von Dr. Franz Brumberg  
Beispiel zum Grammatik-Unterricht von Gertrud Jasper (mit  
farbigen Zeichnungen) / Ärztliche Fürsorgetätigkeit an der  
Freien Waldorfschule von Alma With / Bücherbesprechungen

Einzelheft RM. 1.—, Abonnementspreis jährlich RM. 5.—, für die Mitglieder  
der Gesellschaft RM. 4.—

WALDORFSCHUL-SPIELZEUG & VERLAG  
Stuttgart, Abt. Verlag: Haus des Deutschtums